

Charakterbildung

von

Th. Essenhans

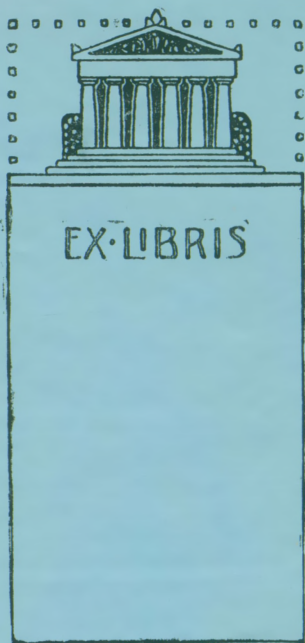
Zweite Auflage

Wissenschaft



und Bildung

1.85



© STETZ, 7

Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Im Umfange von 150—180 Seiten

Geh. 1 M. · In Leinenband 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berühmtesten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. :: :: :: :: Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen. Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.

Der weitere Ausbau der Sammlung wird planmäßig durchgeführt. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.



Aber die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk

Geb. M. 1.80

Geb. M. 1.80

Herausgegeben von Konrad Höller und Dr. Georg Ulmer
Reich illustrierte Bändchen im Umfange von 140 bis 200 Seiten
.....

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. M. Buesgen. 2. Aufl.

„Unter den zahlreichen, für ein größeres Publikum berechneten botanischen Werken, die in jüngster Zeit erschienen sind, beansprucht das vorliegende ganz besondere Beachtung. Es ist ebenso interessant wie belehrend.“
Naturwissenschaftliche Rundschau.

Die Heide. Von W. Wagner.

„Alles in allem — ein liebenswürdiges Büchlein, daß wir in die Schülerbibliotheken eingestellt wünschen möchten; denn es gehört zu jenen, welche darnach angetan sind, unserer Jugend in anregender Weise Belehrung zu schaffen.“
Land- u. Forstwirtsch. Unterrichtszeitung.

Im Hochgebirge. Von Prof. E. Keller.

„Auf 141 Seiten entrollt der Verfasser ein so intimes, anschauliches Bild des Tierlebens in den Hochalpen, daß man schier mehr Belehrung als aus dicken Wälzern geschöpft zu haben glaubt. Ein treffliches Buch, das keiner ungelesen lassen sollte.“
Deutsche Tageszeitung.

Vulkan und Erdbeben. Von Prof. Dr. Brauns.

Es ist erfreulich, daß hier eine erste Autorität des Faches ihre Wissenschaft in den Dienst der Allgemeinheit gestellt hat. Der behandelnde Stoff ist von allgemeinstem Interesse, besonders seit auch bei uns in Deutschland wiederholt größere Erdschütterungen sich einstellten und das Woher und Warum sich auf aller Lippen drängt.

Aus Deutschlands Urgeschichte. Von G. Schwantes. 2. Aufl.

„Eine klare und gemeinverständliche Arbeit, erfreulich durch die weise Beschränkung auf die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft; erfreulich auch durch den lebenswarmen Ton.“
Frankfurter Zeitung.

Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt. Von Dr.

W. Götthan.

Der Verfasser bespricht zunächst die geologischen Grundbegriffe, geht dann auf die Art der Erhaltung der fossilen Pflanzenreihe ein und schildert die Vorgeschichte der großen wichtigsten Gruppen des Pflanzenreiches der Jetzt- und Vorzeit.

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

32

Charakterbildung

Von Dr. Theodor Elsenhans

o. Professor der Philosophie und Pädagogik an der
Kgl. Technischen Hochschule in Dresden

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage



H. J. G. m. k.

1915

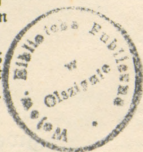
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-073462

Motto: Alle guten und nützlichen Eigenschaften des Menschen haben einen Preis, sich gegen andere, die ebensoviel Nutzen schaffen, austauschen zu lassen; das Talent einen **Marktpreis**, denn der Landes- oder Gutsherr kann einen solchen Menschen auf allerlei Art brauchen; — das Temperament einen **Affektionspreis**, man kann sich mit ihm gut unterhalten, er ist ein angenehmer Gesellschafter; — aber — der Charakter hat einen inneren **Wert** und ist über allen Preis erhaben. Kant.



141: 159.924

= 112.2



Alle Rechte vorbehalten.

Akc. d. Nr. 30 / 22 / Kz

Vorwort zur ersten Auflage.

Die folgende Schrift ist aus einer größeren Anzahl von Vorträgen entstanden, welche der Verfasser über diesen und ähnliche Gegenstände an verschiedenen Orten hielt. Die Ausarbeitung zu einer Gesamtdarstellung kommt zugleich mehrfachen Wünschen entgegen, die ihm ausgesprochen wurden, und er freut sich, manchem Hörer, in dessen Seele seine Worte eine verwandte Saite erklingen ließen, nun seine Gedanken in größerem Zusammenhang darbiehen zu können.

Daß das Thema eine der dringenden Fragen der Zeit berührt, darüber sind wohl alle unbefangenen Beobachter des modernen Lebens einig. So manche Schwäche der „modernen Erziehung“, so manche Schattenseiten des gesellschaftlichen und des öffentlichen Lebens sind ganz dazu angetan, uns den Wert dessen recht eindringlich zu machen, was man als „Charakterbildung“ bezeichnet. Der Keim der Besserung muß in den innersten Kräften liegen, in denen das für die Persönlichkeit Entscheidende, das Wollen und Handeln seinen Sitz hat. Selbstbesinnung darüber ist noch nicht Besserung, so wenig die Wissenschaft vom Leben identisch ist mit dem Leben selbst; aber sie ist die Vorbereitung dazu, indem sie uns den Gegensatz zum Bewußtsein bringt zwischen dem was ist, und dem, was sein soll.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Daß diese Schrift gerade im Jahre des Weltkriegs aufs neue ausgehen darf, ist dem Verfasser eine besondere Genugthuung. Denn was sie zu sagen hat, gewinnt durch die einzigartige geschichtliche Lage, in der wir uns befinden, erhöhte Bedeutung. Das deutsche Volk steht in einem Kampfe um Sein oder Nichtsein, der in der ganzen Weltgeschichte nicht seinesgleichen hat und der fast die ganze Menschheit der Gegenwart in Mitleidenschaft zieht. Wie wird es aus diesem gewaltigsten aller Kriege hervorgehen? Daß die Antwort auf diese Frage nicht allein

von der Vollkommenheit der äußeren Kriegsmittel, sondern vor allem von den inneren Kräften der vaterländischen Begeisterung, des Opfermutes, der bis zum siegreichen Ende durchhaltenden Charakterstärke abhängig ist, wird von Einsichtigen allgemein anerkannt. Ebenso sicher aber ist, daß die Früchte des Sieges nur dann der großen Opfer wert sind, wenn nicht bloß die äußere Lage der Nation sich festigt und verbessert, sondern ein geistiger Reinigungsprozeß, eine seelische Läuterung, ein innerer Fortschritt im „Charakter“ der Nation sich vollzieht. Wie mächtig in dieser Richtung der „Krieg als Erzieher“ wirken kann, habe ich an anderer Stelle (Der Krieg als Erzieher, Dresden, Dressels Akademische Buchhandlung, 1914) zu zeigen versucht. Der echte Begriff des Charakters, dem in einer solchen Betrachtung eine besondere Bedeutung zukommt, ist in der zweiten Auflage der vorliegenden Schrift noch schärfer durchgeführt und, wie ich hoffe, folgerichtiger angewandt worden, als in der ersten. Einzelne Hinweise sachverständiger Beurteiler konnten dabei dankbar benutzt werden.

Möge es dieser Schrift im neuen verbesserten Gewande vergönnt sein, mit dem bescheidenen Anteil am Leben der Nation, der in einer Zeit großer Taten dem Schrifttum beschieden ist, unter jenen Wirkungen einer ernsten Kriegszeit vor allem die Bildung des Charakters als den eigentlichen Kern aller Veredlung deutschen Wesens erkennen zu lassen und fichtes Wort seiner Verwirklichung einen Schritt näher zu bringen: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“

Dresden, im Januar 1915.

Der Verfasser.

Inhaltsübersicht.

Seite

Einleitung: Die Forderung der Charakterbildung und der moderne Mensch. Der Einfluß des Weltkrieges	1
--	---

Erster Teil.

Das Wesen des Charakters.

I. Charakter in allgemeiner Bedeutung	4
Charakter als Merkzeichen, Schriftzeichen. Charakter als Eigenart überhaupt. „Charakteristisch“ und „Charakterisieren“. Charakter als geistige Eigenart. Die „Charaktere“ des Theophrast. La Bruyère. Das 18. Jahrhundert als Blütezeit der Charakterzeichnungen. „Von einem den Charakter machen.“ Gellert. Rabener. Lavater. Die neueste Zeit.	
II. Charakter im engeren Sinne	9
1. Charakter und Wille	9
Der Charakter als Inbegriff von Willenseigenschaften.	
2. Der formale Charakter	11
Die Konsequenz des Wollens gegenüber den äußeren Einflüssen und der Stimmung. Die Kraft des Wollens als Tapferkeit und Beharrlichkeit. Die geistigen Faktoren des Sieges im Kriege. Die Selbstbeherrschung. Die Selbständigkeit des Wollens.	
3. Der materiale Charakter und das Sittengesetz . . .	17
Das Anziehende der großen schlechten Charaktere. Nietzsche. Ästhetischer Reiz und ethische Wertung. Der „sittliche Charakter“. Kants kategorischer Imperativ als Maßstab desselben. Beispiele. Die Einseitigkeit der Formel. Der „Zweck an sich selbst“ und das „Reich der Zwecke“. Die richtunggebenden Ideale. Die praktische Bedeutung des kategorischen Imperativs.	
III. Charakter und Persönlichkeit	25
Die „Achtung fürs moralische Gesetz“ als einzige Triebfeder. Kants „Rigorismus“. Schillers „Anmut und Würde“. Das ästhetische Lebensideal. Der ästhetische und der moralische Zustand als Letztes? Die harmonische Gestaltung der Persönlichkeit unter der Herrschaft des sittlichen Charakters.	

Zweiter Teil.

Die Entstehung des Charakters.

I. Das Problem des Angeborenen.	31
Nativismus und Empirismus. John Locke. Der französische Materialismus. Helvetius. Leibniz. Ergebnis.	
II. Der angeborene Charakter	37
1. Die Stufenordnung der Anlagen	37
Vor der Geburt erworbene Anlagen. Nach der Geburt erworbene sekundäre Anlagen. Der Unterschied der Anlagen niederer und höherer Ordnungen und seine Bedeutung.	
2. Die einzelnen Anlagen	40
Die körperliche Veranlagung und ihre weitgehenden Verschiedenheiten. Beispiele: Das Bertillonsystem und die Daktyloskopie. Angeborene Unterschiede in den allgemeinen Grundzügen der geistigen Leistungsfähigkeit. Die „persönlichen Grundeigenschaften“. Die Anlagenunterschiede hinsichtlich der Sinnesempfindungen. Laura Bridgeman und Helen Keller. Die „Vorstellungstypen“. Bedeutung derselben für den ganzen Menschen. Die Frage ihres Angeborensseins und die körperliche Grundlage derselben. Gedächtnis und Aufmerksamkeit. „Wort- und Sachdenker“. Die Überschätzung der „Begabung“ gegenüber der Charaktereigenschaften. Gefühlsanlagen. Optimismus und Pessimismus. Die Charakteranlagen im eigentlichen Sinne. Inhaltliche Wissensanlagen. Die Lehre vom „geborenen Verbrecher“ und vom „moralischen Irrsinn“.	
3. Das gegenseitige Verhältnis der Anlagen und ihre Vereinigung in der Persönlichkeit	63
Das Verhältnis der körperlichen und der geistigen Anlagen. Die Ableitung der angeborenen Eigenart aus körperlichen Merkmalen. Physiognomik. Graphologie. Phrenologie. Beispiel der mathematischen Anlage (Möbius). Angeborene Eigenart und Gehirnanlage. Das gegenseitige Verhältnis der geistigen Anlagen. Ihre freie Verbindung. Ribots Charaktertypen. Die Temperamente. Das Verhältnis von Temperament und Charakter. Gesetzmäßige Beziehungen zwischen den Bestandteilen der angeborenen Eigenart.	
III. Der erworbene Charakter	80
1. Die Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters	80
„Intelligibler“ und „empirischer“ Charakter. Schopenhauers Lehre vom unveränderlichen Charakter. Ihre Gefahr. Ihre wissenschaftliche Unhaltbarkeit.	

2. Die Gesetze der Übung in ihrer Anwendbarkeit auf die Charakterbildung	84
Das Spiel. Fertigkeit. Gewohnheit. Mechanisierung. Kultivierung.	
3. Die Erwerbung von Willensgewohnheiten	89
„Eigentliche Erwerbung“. Die erworbenen Charaktere“. Die „Amorphen“ und die „Unbeständigen“.	
IV. Das Verhältnis des angeborenen und des erworbenen Charakters	91
1. Der Unterschied des Angeborenen und des Erworbenen im Charakter	91
Die Unterscheidungsmerkmale des Angeborenen. Form = Angeborenes, Inhalt = Erworbenes? Die Anlagen niederster Ordnung als Angeborenes im eigentlichen Sinne. Das Verhältnis der Anlagen höherer Ordnung zum Erworbenen.	
2. Die Einheit des Angeborenen und des Erworbenen im Charakter	93
Die Bedeutung der freien Selbstbetätigung des Individuums. Die Verbindung des Angeborenen und Erworbenen in der charaktervollen Persönlichkeit.	

Dritter Teil.

Die Erziehung des Charakters.

I. Das „Recht der Selbstentfaltung“ und die Charakterbildung	95
Unterstützung und Gegenwirkung. Schleiermacher. Die Nachteile der „Gegenwirkung“. Das andere Extrem. Ellen Key. Tolstoi. Otto. Der Gedanke der „Pflicht“. Notwendigkeit der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung.	
II. Schuleinrichtungen und Berufswahl in ihrem Verhältnis zur Charakterbildung	102
Schulgliederung nach der Begabung. Die Arbeitsschule. Die Bedeutung einer der Anlage entsprechenden Berufswahl für den Charakter.	
III. Das Verhältnis der einzelnen Erziehungsmittel zur Charakterbildung	106
Äußerer Zwang. Suggestion. Ermahnung und Warnung. Die Macht der Gefühle. „Charakterbildung durch Gedankenkräfte“. Ralph Waldo Trine. Die Vorstellungen als Träger	

der Gefühle. Belohnung und Strafe. Spencers „Zucht durch die natürlichen Folgen des eigenen Tuns“. Die Zufügung körperlichen Schmerzes. Das Auswirkenlassen der Gewissensregungen. Die Kristallisation und der Ausdruck der Gefühle. Der Einfluß der Menge auf den Einzelnen.

Die unmittelbare Erziehung des Charakters. Ihre Abhängigkeit von der Übung. Die Erziehung zur Konsequenz, zur Kraft und zur Selbständigkeit des Wollens. Selbsttätigkeit und Selbstvertrauen. Die Schaffung guter Willensgewohnheiten. Das Beispiel. „Geistige Ansteckung“. Die Übung des sittlichen Urteils. Ideale. Bildung, Berufserfüllung, Humanität.

Die Vorbereitung der Selbsterziehung als Hauptaufgabe der Erziehung des Charakters. Das soziale Gemeingefühl als wesentlicher Bestandteil der Charakterbildung.

Anmerkungen	125
Weitere Literatur	131
Sach- und Namenregister	133

Einleitung.

Vor hundert Jahren hat einer der edelsten Deutschen, Johann Gottlieb Fichte, in seinen Reden an die deutsche Nation vom Winter 1807/08 das stolze Wort gesprochen: „Charakter haben und deutsch sein ist ohne Zweifel gleichbedeutend“. Deutsches Wesen lag darnieder, aber an der Glut seiner Rede entzündete sich die Begeisterung von Tausenden, und im Sturm der Befreiungskriege erhob sich die mißhandelte Nation zu mächtiger That.

Ein Jahrhundert ist vorüber. Mancher Zukunftsraum von der Größe des deutschen Volkes ist in Erfüllung gegangen. Aber — können wir heute Fichtes kühnes Wort ohne ein gewisses Gefühl der Beschämung hören? Möchten wir es wagen, Charakter haben und deutsch sein für gleichbedeutend auszugeben? Läßt sich nicht vielmehr in weiten Kreisen die Klage hören, daß es uns an willensstarken, selbständigen und in sich gefestigten Charakteren gerade fehlt, daß auf allen Gebieten und in allen Ständen Charakterlosigkeit sich breit macht?

Wir mögen dieser Klage zustimmen; wollen wir aber gerecht und billig urtheilen, so müssen wir zugleich zugestehen, daß dem modernen Menschen, der als Charakter sich bewähren soll, eine ganz andere, eine wesentlich schwierigere Aufgabe gestellt ist, als dem Menschen früherer Zeiten. Jene gleichmäßige Festigkeit und Folgerichtigkeit des Wollens und Handelns, an die wir in erster Linie bei dem Wort „Charakter“ denken, ist da wie von selbst gegeben, wo eine überlieferte Weltanschauung oder eine alles beherrschende soziale Ordnung dem Einzelnen die Ziele seines Handelns bestimmt. So war es im klassischen Altertum der Staat, der dem Einzelnen als Bürger des Gemeinwesens — je kleiner es war, wie im griechischen „Stadtstaat“, um so unmittelbarer und vollständiger — seine Lebensaufgabe in allen wichtigen Beziehungen umgrenzte. So war es im Mittelalter die Standesitte, die den Einzelnen als Ritter, Geistlichen, Bürger, Bauern mit ihren festen Formen umsing, und die alles überragende Macht der Kirche, welche durch ihre Dogmen

den Sinn und durch ihre Vorschriften die Formen seines Lebens bestimmte.

Die beginnende Neuzeit machte den Menschen — wenigstens grundsätzlich — frei von den überlieferten Formen, und die Wiedererneuerung des klassischen Altertums brachte, zuerst auf italienischem Boden, die Entfaltung der freien Individualität. „Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins — nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst — wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halb wach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen, erschienen Welt und Geschichte wunderbar gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge der Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.“¹⁾ Aber dem Individuum, das hier zur Erkenntnis seiner selbst erwachte, war in dem gärenden Durcheinander der aufstrebenden Kräfte einer neuen Zeit eine schwere Aufgabe gestellt. Nicht mehr behütet und geleitet von den Mächten der Vergangenheit, sollte es im Labyrinth des modernen Lebens nunmehr allein seinen Weg suchen. Freilich jene Kräfte der neuen Zeit entfalteten ihre Wirkungen erst allmählich, und durch die Jahrhunderte blieben für viele die Grundlagen ihrer Weltanschauung und die Leiter ihres Handelns Glaube und Sitte der Väter, der Gehorsam gegen den Staat und die Satzungen der Religion. Aber gerade die ehrwürdigste unter diesen Mächten, die Religion wurde durch die moderne Wissenschaft in ihren Tiefen erschüttert; die neue Entwicklung des staatlichen Lebens brachte dem Einzelnen, ohne ihn immer reif dafür zu finden, eine viel größere Selbständigkeit und eine ganz andere Verantwortung als bisher, und die ungeheure Entfaltung der Maschinenteknik und des Großbetriebes nahm ihm die sittlich festigende Freude an der Arbeit, die durch eigene Kraft ein Ganzes hervorbringt, und verurteilte ihn vielfach zur eintönigen, tausendfachen Wiederholung einer mechanischen Leistung, deren Sinn und Erfolg er selbst nicht übersah. Daß diese Entwicklung der Dinge eine geschichtliche Notwendigkeit war, daß sie einen gewaltigen Fortschritt der Menschheit bedeutete und

Großes durch sie geschaffen wurde, wird kein Einsichtiger leugnen. Aber für die Charakterbildung ist ihr Einfluß überwiegend ein verderblicher gewesen, und es ist nicht zu verwundern, daß uns in einer Zeit, die sich gerne ihrer freiheitlichen Einrichtungen rühmt, der Mensch selbst häufig nur noch erscheint als ein Sklave der Jagd nach dem Erwerb, als ein kleines Rad in der ungeheueren Maschine des Großbetriebs, als ein blinder Nachbeter der sogenannten öffentlichen Meinung — alles andere eher denn ein freier Charakter.

Alle diese weltgeschichtlichen Faktoren der Charakterbildung werden aber in der gegenwärtigen geschichtlichen Lage an Bedeutung weit überragt durch den mächtigen Einfluß des großen Krieges auf die kriegsführenden Völker, in erster Linie auf das deutsche Volk. Die gewaltige Erschütterung, die er mit sich bringt, rührt auch an die Grundlagen der Weltanschauung und wandelt das innere Leben. Was das Endergebnis sein wird, vermögen wir, die wir noch mitten in den Ereignissen stehen, nicht zu übersehen. Es sind aber Anzeichen dafür vorhanden, daß diese große Schicksalsprüfung dazu beitragen kann, im deutschen Volke die Wendung von der Oberflächlichkeit zur Tiefe, vom Kleinlichen, Spielerischen zu den großen Werten, vom Sichdarleben in Stimmungen zum charaktervollen Wollen und Handeln zu verstärken. Diese Anzeichen von einer grundsätzlichen Betrachtung des Charakters aus zu deuten, muß eine lohnende Aufgabe sein.

Ist daher etwas zeitgemäß, so ist es die Frage der Charakterbildung. Zur Klärung derselben werden wir zunächst feststellen müssen, was Charakter heißt. Daran schließt sich von selbst die Frage nach der Entstehung und sodann die nach der Erziehung des Charakters. Diese drei Punkte entsprechen zugleich völlig dem mehrfachen Sinn, in welchem wir das Wort „Charakterbildung“ gebrauchen. Wir verstehen darunter erstens das Ergebnis, den gebildeten Charakter selbst, dessen Wesen wir zu erkennen suchen, zweitens den Vorgang, in welchem der Charakter sich bildet und den wir uns in der Regel nach der Analogie des Wachstums des Organischen, etwa der Pflanzen vorstellen; endlich drittens die Tätigkeit, durch welche der Charakter gebildet wird, und deren Bezeichnung „bilden“ der plastischen Kunst entnommen ist, die einen gegebenen Stoff zum Kunstwerk formt.

Erster Teil. Das Wesen des Charakters.

I. Charakter in allgemeiner Bedeutung.

Das griechische Wort „character“ bezeichnet ursprünglich ein Werkzeug zum Eingraben, Einschneiden, Einprägen, und dann das Eingegrabene selbst, das Eingeschnittene, das Gepräge, z. B. Schrift oder Figuren, die in Stein, Metall oder Holz eingegraben sind. Die von hier ausgehende Bedeutung von Kennzeichen, Merkmal, durch welches eine Person oder Sache erkannt und von andern unterschieden werden kann, läßt sich bis zur Gegenwart verfolgen. Im Mittelalter ist von einem „unverlierbaren Charakter“ die Rede als einem geistigen Zeichen, das der Seele durch gewisse Sakramente, durch Taufe, Firmung, Priesterweihe eingeprägt wird. Der Sprachgebrauch der Neuzeit bezieht es auf Rang und Würde, durch welche eine Person von Personen andern Ranges sich unterscheidet. Dabei tritt die Bedeutung „Merkzeichen“ insofern noch besonders hervor, als das Wort damit Vorliebe angewendet wird, wo, wie z. B. beim „charakterisierten Major“ oder „charakterisierten Professor“, der äußere Titel oder Rang bezeichnet werden soll, im Unterschied von denen, welche die genannte Stellung wirklich inne haben. Außerdem kehrt der Sprachgebrauch der Gegenwart in der Verwendung des Wortes „Charaktere“ für Schriftzeichen zu der ursprünglichen Bedeutung zurück.

Von „Charakter“ als Merkzeichen ist kein weiter Weg zum „Charakter“ im Sinne der Eigenart, des Sondergepräges überhaupt als der Gesamtheit der individuellen Merkmale, durch welche eine Person oder Sache sich von anderen unterscheidet. So sprechen wir vom Charakter einer Landschaft, eines Gebirges, einer Stadt, eines Zeitalters. „Charakteristisch“ ist dann das, was dieses Sondergepräge besonders hervortreten läßt, und „charakterisieren“ heißt einen Gegenstand nach dieser seiner individuellen Eigenart beschreiben und darstellen. Das „Charakteristische“ in diesem Sinne ist ein Lieblingswort der modernen Kunst geworden, und ist in einen gewissen Gegensatz zum Schönen getreten. Das Streben, ein Ideal-Schönes in der vollkommenen Harmonie seiner Formen darzustellen, schien auf Kosten der Naturwahrheit zu gehen. Demgegenüber suchte der Naturalismus in der Pflege des „Charakteristischen“ der Wirklichkeit ihr Recht zu verschaffen. Um zu zeigen, daß es nur

darauf ankomme, die individuelle Eigenart, wie sie ist, zur Geltung kommen zu lassen, wählte man mit Vorliebe gerade das Unschöne, das Kümmerliche, das Trostlose, das Krankhafte, das Rohe, das Gemeine zum Gegenstand der Darstellung. Das „Charakteristische“ trat als Häßliches an die Stelle des Schönen. Besonders stark empfanden dies die Anhänger des Alten, wenn ein ehrwürdiger Inhalt, den man im Lichte der Verklärung durch die Kunst zu schauen gewohnt war, nun im Gewande der alltäglichen Wirklichkeit erschien, wenn z. B. Fritz v. Uhde Gestalten der Bibel in ein Bauerndasein der Gegenwart versetzte.²⁾ Doch wie man darüber auch urteilen mag, eins ist gewiß. Dieser auch von der Seite der Naturwissenschaft her geschärfte Wirklichkeitsinn, er hat etwas auch für unsere Frage, wie wir sehen werden, außerordentlich Wichtiges, erst zur vollen Geltung gebracht, den Sinn für die individuelle Eigenart der Menschen und der Dinge und für die besonderen Probleme, die sich aus der Rücksicht auf sie ergeben. Man braucht nur an große Realisten wie Leo Tolstoi und Henrik Ibsen zu denken, um zu erkennen, wie fruchtbar an neuen Anregungen diese Betrachtungsweise für die wirkliche Erfassung der Lebensprobleme werden kann.

Damit ist bereits der Weg gebahnt zu einer dritten allgemeinen Bedeutung des Wortes Charakter, die, mit der zuletzt genannten eng zusammenhängend, im Grunde nichts anderes ist, als eine Einschränkung derselben auf die geistige Eigenart des Menschen.

Eine vorzügliche Charakterschilderung dieser Art finden wir bereits im Altertum. Theophrast, der Schüler des Aristoteles und sein Nachfolger im Lehramte, zeichnet in seinen „Charakteren“, deren Abfassung wahrscheinlich in das Jahr 319 fällt³⁾, eine Anzahl — im ganzen dreißig — individueller Typen seiner Zeit. Die mit großer Naturwahrheit und Feinheit der Beobachtung ausgeführten Charakterbilder⁴⁾ sind zugleich von hervorragendem kulturgeschichtlichem Werte und das interessanteste Zeugnis dafür, wie das klassische Altertum geistige Eigenart auffasste und zur Darstellung brachte. Es ist der Mühe wert, dies an dem Beispiel eines dieser „Charaktere“ anschaulich zu machen, etwa an demjenigen des „Schmeichlers“, dessen Kennzeichnung durch die Zeitverhältnisse, durch das höfische Wesen in Mazedonien und die Lage der Athener unter den Nachfolgern Alexanders des Großen nahe gelegt war: „Unter Schmeichelei möchte man eine

schimpfliche Umgangsart verstehen, die dem Schmeichler Vorteil bringt, unter diesem selbst aber jemand von solcher Art, daß er den Begleiter macht und sagt: „Beachtest du, wie die Leute bewundernd auf dich blicken? Gestern erscholl dein Lob in der Halle.“ Mehr als dreißig, fährt er fort, hätten dageessen, und beim Aufwerfen der Frage, wer der beste sei, wären sie, gleich mit ihm beginnend, sämtlich auf seinen Namen verfallen. Und bei solchen Reden entfernte er ihm von dem Mantel eine Faser, und wenn auf sein Haar vom Luftzug ein Hälmlchen geslogen ist, ließt er es ab und lacht dabei und sagt: „Siehst du? Weil ich dich seit zwei Tagen nicht getroffen habe, hast du den Bart voll grauer Haare bekommen, obschon du für deine Jahre so schwarzes Haar hast, wie nur irgendeiner.“ Spricht jener etwas, so gebietet er den andern Schweigen, und lobt ihn, wenn jener es hört, und beifällig ruft er am Schluß: „sehr richtig“, und macht jener einen frostigen Wiß, so lacht er darüber und stopft sich den Mantel in den Mund, als ob er das Lachen gar nicht zurückhalten könnte. Die Begegnenden heißt er stehen bleiben, bis Er vorüber sei; und für die Kinder kauft er Äpfel und Birnen, bringt sie mit und gibt sie ihnen vor seinen Augen, dabei küßt er sie und sagt: „Eines braven Vaters Sprößlinge.“ Er begleitet ihn beim Einkauf von Schuhwerk und äußert, sein Fuß sei wohlgebauter als der Schuh. Wenn jener zu einem seiner Freunde gehen will, läuft er voraus und sagt: „Zu dir kommt er“ und zurückgekehrt: „Ich habe dich angemeldet.“ Natürlich ist er auch imstande, atemlos die Besorgungen vom Frauenmarkte zu machen und lobt zuerst von den Gästen den Wein, hält getreulich aus und sagt: „Wie fein ist deine Küche!“ und nimmt etwas vom Tische auf mit der Äußerung: „Wie köstlich ist doch dieses hier,“ und fragt, ob er nicht friere, und ob er sich zudecken wünsche, und ob er ihn mit etwas einhüllen solle, und bei diesen Worten drängt er gar sich flüsternd an sein Ohr; und auf jenen blickt er hin, wenn er mit anderen redet. Dem Diener nimmt er im Theater die Kissen ab und breitet sie selbst unter; und sein Haus, äußert er, sei schön gebaut und sein Landgut wohl bestellt und sein Bildnis gut getroffen.“⁵⁾

Wie lebendig fügt sich hier aus Einzelzügen das Charakterbild zusammen! Was vor mehr als zwei Jahrtausenden geschrieben wurde, wird zur anschaulichen Gegenwart, als ein redendes Zeugnis, wie das „Menschliche — Allzumenschliche“ in den „Charakteren“ der Menschen stets wiederkehrt.

Kein Wunder, daß diese Schrift Theophrasts für die ganze Folgezeit, soweit sie sich mit der Frage der menschlichen Charaktere beschäftigte, maßgebend geworden ist. Die bedeutendste Übersetzung derselben in die französische Sprache wurde zugleich zum hervorragendsten Werk der neueren Literatur über Charakterzeichnung. Das Buch von La Bruyère, *Les caractères de Théophraste avec les caractères ou les mœurs de ce siècle*, zuerst 1688, dann in immer neuen Auflagen erschienen, enthält nicht bloß die Übersetzung von Theophrasts „Charakteren“, sondern auch eine größere Zahl von Charakterbildern aus jener Zeit des zu Ende gehenden siebzehnten Jahrhunderts, die ebenfalls durch scharfe Beobachtung, durch Wiß und Satire sich auszeichnen. Ihre Naturwahrheit veranlaßte eine ganze Reihe von Schriften, „Schlüssel“, welche die Originale zu den Charakteren in bestimmten Zeitgenossen erkannt zu haben behaupteten; und der Verfasser wußte sich nur dadurch ihrer zu erwehren, daß er auf die große Mannigfaltigkeit der Auslegungen hinwies.⁶⁾ Die Blütezeit der „Charakter“zeichnung und „Charakter“forschung war aber das achtzehnte Jahrhundert, jene Zeit der empfindsamen Beschäftigung mit dem Seelenleben, „die Zeit der Tagebücher, die Zeit der Freundschaften und der Briefwechsel“. ⁷⁾ Gellert schildert „moralische Charaktere“, wobei das Wort „moralisch“ nicht in dem uns geläufigen Sinn zu verstehen ist, sondern im Anschluß an das „ethisch“ der philosophischen Schulsprache den Begriff Charakter eben auf unsere Bedeutung: geistige Eigenart einschränkt. Er zeichnet z. B. den „Mann mit einem Laster und den vielen Tugenden“, den „schwermütigen Tugendhaften“, den Charakter eines feinen Verleumders, den „stolzen Demütigen“. ⁸⁾

Dabei ist bemerkenswert, daß ein Nebensinn des Wortes immer mehr hervortritt. „Charakter“ heißt nicht bloß geistige Eigenart, Sondergepräge einer Person, sondern auch die Darstellung selbst, die Zeichnung derselben. Dahin gehört die im achtzehnten Jahrhundert sehr gebräuchliche Redensart „von einem den Charakter machen“ (aus dem französischen *faire le caractère de quelqu'un*) oder auch „entwerfen“, d. h. zeichnen. In Gellerts „Betschwester“ im 2. Auftritt des ersten Aufzuges bittet Ferdinand Lorch, ihr von seiner „Frau Mühme“ ein Bild zu machen: „Sie leben schon ein Jahr in ihrem Hause und müssen mir die beste Beschreibung von ihr machen können . . . machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr.“ Und Frau von Stein

sagt einmal: „Ich finde es sehr schwer, eines Menschen Charakter zu machen.“ Auch die vielen „moralischen Wochenschriften“ des Jahrhunderts liefern ihren Lesern „moralische Charaktere“.

Rabener sagt in dem Vorbericht zu seinen Satiren, in welchem er von dem Mißbrauch der Satire redet: „Es ist wahr, für den Verfasser ist es sehr vorteilhaft, wenn man an zehn Orten zugleich den Toren findet, den er auf seiner Stube geschildert hat! Man gesteht dadurch, daß seine Charaktere sehr allgemein, und die Torheiten nach dem Leben gezeichnet sind.“ „Ich bin so glücklich mit meinen Blättern, daß sie Lesern in die Hände kommen, welche eine solche Einsicht und Scharfsinnigkeit besitzen, daß sie sogleich die Originale zu den abgebildeten Charakteren wissen. Diese Scharfsinnigkeit macht sowohl denen, die sie anwenden, als mir, viel Vergnügen. Ich sehe daraus, daß die Welt dergleichen Charaktere als Aufgaben ansieht, deren Auflösung in ihrer Gewalt ist.“⁹⁾

Auch die deutsche Übersetzung von La Bruyères Charakteren vom Jahre 1786 gibt ihrem ersten Buche die Überschrift: „Charaktere der Tugenden und Laster“. ¹⁰⁾ Schiller erhielt in der Karlschule von dem schulmeisternden Herzog mit den übrigen Zöglingen die Aufgabe, von sich selbst und von jedem anderen Schüler eine Charakterschilderung zu geben. In der schönen Literatur erscheint die Schilderung des Charakters als der wichtigste Bestandteil. Wie die gelehrte Forschung des Zeitalters eine „Wissenschaft vom Menschen“ ausbildete, wie die Popularphilosophen sich die Zergliederung des menschlichen Seelenlebens zum Ziel setzten, so erwächst der Dichtung, die als malerische Wiedergabe der Natur gedacht wurde, hier die Aufgabe, die seelische Eigenart des Menschen nach der Natur zu zeichnen. Auch die Physiognomie tritt in den Dienst dieser Bestrebungen. Und wenn Lavater in seinen „physiognomischen Fragmenten“ die Gesichtszüge schildert, so wird ihm diese Schilderung zugleich das Mittel, den Charakter“ zu „machen“, d. h. eine Beschreibung der seelischen Eigenart zu geben. Damit stimmt die Vorliebe für den Schattenriß, für die Silhouette überein, in der man eine besonders scharfe, äußere Wiedergabe der Charakterzüge sah.

Von anderer Seite her wurde in neuester Zeit das Interesse für den „Charakter“ in unserem Sinne verstärkt. Man erkannte mehr und mehr die Abhängigkeit der Handlungsweise eines Menschen von seinem „Charakter“ und die Bedeutung, welche

diese Frage für die Psychologie, für die Pädagogik, für die Rechtspflege hat. Ist das Handeln des Menschen, das der Psychologe verstehen, auf das der Erzieher einwirken, das der Richter vom Standpunkt des Gesetzes beurteilen will, ein einfacher Ausfluß seiner seelischen Eigenart, so hängt alles an der Frage, was es mit diesem seinem „Charakter“ auf sich hat und inwieweit er dafür verantwortlich gemacht werden kann. So begegnen wir in der modernen Literatur dem Wort „Charakter“ sehr vielfach in dieser dritten allgemeinen Bedeutung. Auch die Wissenschaft hat sich derselben bemächtigt, indem sie die Wissenschaft von der individuellen Seele als solcher als „Charakterologie“ bezeichnet. Nur die im 18. Jahrhundert ziemlich allgemeine Nebenbedeutung: Beschreibung der seelischen Eigenart ist weggefallen. Meinen wir dies, so reden wir nicht bloß vom Charakter, sondern von Charakterzeichnung.

II. Charakter im engeren Sinne.

Nähere Überlegung zeigt nun aber sofort, daß wir bei dem Worte „Charakterbildung“ nicht nur an eine jener allgemeinen Bedeutungen des Wortes denken, sondern daß damit in der Regel etwas Bestimmteres gemeint sein muß. Dies wird uns sogleich deutlich, wenn wir etwa von der Redensart uns Rechenschaft zu geben suchen: „Der Mann hat Charakter.“ Denn damit wollen wir ja doch diesem Mann etwas zuschreiben, was andere nicht haben, während doch Charakter in der allgemeinen Bedeutung als Eigenart überhaupt oder geistige Eigenart jedermann zukommt.

1. Charakter und Wille.

Worin besteht dieser „Charakter“ im engeren Sinne? Bleiben wir einmal bei jener Redensart und stellen die einfache Frage: woran erkennen wir denn, daß ein Mensch Charakter hat? Die erste Antwort wird lauten: Wir erkennen es nicht an der Tadellosigkeit seines äußeren Menschen, nicht an der Gewandtheit seines Benehmens, nicht an der Klugheit seiner Antworten, nicht an der Lebhaftigkeit seiner Gefühlsäußerungen, sondern an seinen Handlungen. Wir nennen etwa den Menschen „charakterlos“, der alle seine sonstigen Grundsätze preisgibt in dem Augenblick, in welchem er die Möglichkeit hat, durch irgendeine Schmeichelei einem Vorgesetzten zu gefallen. Aber ist dieser

Maßstab unbedingt sicher? Wilhelm Tell begeht einen Mord, wir werden ihn aber deshalb doch nicht als schlechten Charakter bezeichnen. Wir sehen, wir können bei diesem Maßstab nicht stehen bleiben. Wir müssen tiefer gehen. Wir müssen nach den seelischen Vorgängen fragen, aus welchen die Handlung entspringt. Das ist aber nichts anderes als der Wille. Auf den Willen kommt es an. Niemand hat uns dies eindringlicher zum Bewußtsein gebracht als Kant, in den Worten, mit welchen er seine „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ eröffnet: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außerhalb derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille. Verstand, Wiß, Urteilskraft und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Mut, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatz als Eigenschaften des Temperaments sind ohne Zweifel in mancher Hinsicht gut und wünschenswert; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll und dessen eigentümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist.“^{11a)}

Es handelt sich also um eine Beschaffenheit des Willens, wenn wir vom Charakter im engeren Sinn reden. Er ist ein Inbegriff von Willenseigenschaften.^{11b)}

Versuchen wir also dem eigentlichen Kern dessen, was man „Charakter“ nennt, wiederum einen Schritt näher zu kommen, so würde es sich darum handeln, festzustellen, welche Eigenschaften des Willens dabei in Betracht zu ziehen sind. Wir achten zu diesem Zweck auf einen doppelten Sprachgebrauch, der uns bereits begegnet ist.

Wir gebrauchen die Wendung: „der hat Charakter“. Wir sagen aber auch von einem Menschen: er hat einen guten, oder er hat einen schlechten Charakter. Wir werden zwar häufig auch im ersteren Fall von einem „guten Charakter“ reden wollen. Es liegt dies aber keineswegs immer im Sinne jener Redewendung. Es ist klar, daß, wer überhaupt „Charakter hat“, auch einen „schlechten Charakter haben kann“. Die Richtung des Charakters wird erst durch „gut“ oder „schlecht“ näher bezeichnet, die bloße Form durch sie erst mit Inhalt gefüllt.

Wir können beide auch als „formalen“^{11c)} und „materialen“ Charakter bezeichnen. Im ersteren Fall handelt es sich um

Formeigenschaften des Wollens, im letzteren Fall um inhaltliche Eigenschaften oder Richtungen des Wollens.

2. Der formale Charakter.

Zur Feststellung des formalen Charakters werden also Formeigenschaften des Willens zu ermitteln sein, welche dessen Bestandteile bilden.

Die hervorstechendste derselben ist die Konsequenz des Wollens. „Der Mann von Grundsätzen“, sagt Kant¹²⁾, „von dem man sicher weiß, wessen man sich, nicht etwa von seinem Instinkt, sondern von seinem Willen zu versehen hat, hat einen Charakter.“ Für die Praxis des Lebens ist das wesentliche Merkmal des charaktervollen Menschen, daß man sich auf ihn verlassen kann. Dies ist aber nur möglich, weil sich bestimmte Formen des Wollens und Handelns bei ihm ausgebildet haben, auf deren Wirksamkeit man unter allen Umständen und unter allen wechselnden Einflüssen rechnen kann. Je verwickelter eine Kultur wird, desto vielseitiger sind die Einflüsse, welche auf den Menschen einwirken, und desto vielseitiger sind die Bedingungen, unter denen er als Wollender und Handelnder sich zu betätigen hat. In der Anpassung an diese Bedingungen liegt eine Gefahr für die Konsequenz seines Wollens. Der „Charakter“ überwindet diese Gefahr, indem er allen diesen wechselnden äußeren Einflüssen gegenüber sich behauptet.

Von noch größerer Bedeutung ist aber die Konsequenz des Wollens gegenüber dem Wechsel der inneren Bedingungen, welche das Handeln des Menschen beeinflussen. Durch die Gefühle der Lust und Unlust erhalten die Beweggründe des Handelns ihre motivierende Kraft. So ist es begreiflich, daß die augenblickliche Gefühlslage, das was man „Stimmung“ nennt, einen großen Einfluß auf das Handeln ausübt. Wir kennen den jungen Menschen, der sich vorgenommen hat, zu arbeiten, und der gerade jetzt arbeiten sollte: er ist gerade jetzt „nicht in der Stimmung“, und so unterläßt er es. Wir kennen auch jene künstlerisch veranlagten Naturen, die völlig ihrer Stimmung leben, denen es zur Harmonie des Daseins zu gehören scheint, jeder Stimmung des Augenblickes zu gehorchen, womöglich auch das eigene Äußere und die Umwelt ihr möglichst anzupassen. Dieses vorwiegend ästhetische Bedürfnis kann sich zu einem Leben in Stimmungen steigern, dessen weichliches Sichgehenlassen

jede Konsequenz des Wollens aufhebt. Ein Kaleidoskop der Stimmungen tritt an Stelle des Charakters. Man wird nicht allzuweit fehlgehen, wenn man diese Gefahr als eine dem Typus des modernen Menschen besonders naheliegende betrachtet. Dabei ist die Kunst nicht ohne Einfluß gewesen. Es gibt eine Art freilichtmalerei der Stimmung, und es gibt eine Poesie, welche die Wiedergabe von Stimmungen als ihre höchste Aufgabe betrachtet. Für die Lyrik liegt ja diese Auffassung nahe. Aber jenes Streben kann so weit gehen, daß in diesem uferlosen Meer der Stimmungen das jeder Kunst unentbehrliche Anschauungsmaterial, die Zeichnung des Geschauten, die deutlichen Umrisse der Dinge, der Welt und des Lebens völlig verfließen. Dies macht sich dann vollends ungünstig geltend, wenn ein Wollen und Handeln den Gegenstand der künstlerischen Darstellung bildet, wenn im Drama das Lyrisch-Stimmungsmäßige allzusehr hervortritt. Ist es wohl ein Zufall, daß derjenige Dichter, den viele für den ersten deutschen Dramatiker unserer Zeit halten, daß Gerhard Hauptmann in seinen Dramen alle Vorzüge des lyrischen Dichters zeigt, während die volle Kraft und Wucht des großen Dramatikers ihm versagt bleibt? In der That, man möchte manchem unter den Begabtesten unseres Geschlechtes etwas von der Größe des Charakters wünschen, welche dem Willensgewaltigsten unserer Dichter eigen war, demjenigen, von dem Goethe in jenem schönsten aller Epiloge sagen konnte: „Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritten die Bahn des Wollens, des Vollbringens maß.“

Damit haben wir aber bereits eine zweite Eigenschaft des formalen Charakters genannt, die mit der ersten nahe zusammenhängt, die Kraft des Wollens.

Konsequenz kann nur da sein, wo die Kraft vorhanden ist, die für die Gleichmäßigkeit des Wollens gefährlichen Einflüsse und Gegenwirkungen zu überwinden. Wir messen die physische Kraft an den Widerständen, welche sie zu überwinden vermag. Und wir suchen ebenso die physische Kraft des Wollens uns anschaulich zu machen an den theils äußeren, theils inneren Widerständen, denen gegenüber sie sich durchzusetzen vermag. In beiden Fällen kann es sich dabei entweder um Widerstände handeln, die in einem Augenblick zu einer starken Gegenwirkung sich zusammenfinden, oder um eine große Zahl kleinerer Widerstände, die auf einen größeren Zeitraum sich verbreiten. Nach außen betätigt sich die Kraft des Wollens danach theils in der Tapferkeit, theils in der Beharrlichkeit.

Tapferkeit ist allerdings in erster Linie eine Eigenschaft, die am Krieger gerühmt wird, weil sie im Kampfe den Siegerringen hilft. Sie ist daher die Haupttugend kriegerischer Völker. Sie ist im griechischen und römischen Sprachgebrauch geradezu die Tugend, Feigheit das Laster.¹³⁾ Aber Tapferkeit ist ja nicht physische Stärke. Sie ist nicht Niederkämpfung des Schwächeren durch den Stärkeren, sondern sie setzt voraus, daß den Kämpfenden Personen oder Mächte gegenüberstehen, die eine Gefahr für sie bedeuten, und die Tapferkeit besteht nun eben darin, in der Geltendmachung der eigenen Willenskraft dieser Gefahr zu widerstehen. Der Tapfere wendet sich nicht zu feiger Flucht, stürzt sich aber auch nicht tollkühn in die Gefahr, sondern er tut genau das, was nötig ist, um den Sieg zu gewinnen. Diese Entfaltung besonnener Kraft im entscheidenden Augenblick behält aber selbstverständlich ihre Bedeutung auch für eine Kulturepoche, in welcher der Wert der rein kriegerischen Eigenschaften mehr zurücktritt. Wir brauchen dazu nicht auf Augenblicke besonderer Gefahr hinzuweisen, wie die des Ausbruchs einer Panik, wo allerdings der Mann von Charakter sofort zu erkennen sein wird an der besonnenen Kraft des Wollens, mit welcher er auch unter dem Eindruck des Furchtbaren das Zweckmäßige tut und in dieser Richtung auf die Menge einzuwirken sucht, während andere kopflos fliehen oder in irgendwelchem zwecklosen Tun ihrer Aufregung Luft machen. Tapferkeit äußert sich nicht minder dem großen körperlichen oder seelischen Schmerz gegenüber, der in einem Augenblick auf den Menschen eindringend, sein ganzes Sein zu überwältigen droht. Sie betätigt sich, wo der Beruf in schwieriger Lage eine augenblickliche Zusammenfassung der gesamten Kraft des Wollens erfordert. Sie kann dem Arzte, dem Kaufmann, dem Diplomaten in der Erfüllung bestimmter Aufgaben unschätzbare Dienste leisten. Sofern es dabei auf den Augenblick ankommt, ist sie verwandt mit der Geistesgegenwart, welche auch die ungewohnte Situation rasch überblickt, um sie zu beherrschen. Es gibt auch eine Tapferkeit des gesellschaftlichen Verkehrs. Unbefangenes Urtheil wird etwa der jungen Dame, welche angeborene Schüchternheit und den Druck der Mehrheitsmeinung überwindet, um für eine Persönlichkeit, über welche die Gesellschaft in ihrer Abwesenheit herfällt, eine „Lanze zu brechen“, die Anerkennung eines tapferen und charaktervollen Benehmens nicht vorenthalten.

Die Mode der Zeit war allerdings der Entfaltung solcher

Eigenschaften des Charakters nicht günstig. Es ist bezeichnend, daß der Modegeschmack auch nach der Seite der äußeren Erscheinung mehr in der Richtung der Schwäche als der Stärke ging. Er bevorzugte nicht nur eine gewisse Unmännlichkeit der Erscheinung, sondern zeigte auch eine Vorliebe für den Typus des Schwächlichen, Kränklichen, Entarteten auf dem Gebiete des geistigen wie des körperlichen Lebens. Die Karikaturen guter Witzblätter waren in gewissem Sinne ein Spiegel der Zeitströmungen. Man betrachte die Charakteristik des Gesellschaftsmenschen der Gegenwart, wie sie der gute Karikaturzeichner lieferte, und man empfindet den ganzen Gegensatz zwischen diesem Typus der *Décadence* und der Kraft des Wollens, welche der „Charakter“ erfordert. Es war unvornehm, Kraft zu zeigen, wie es unvornehm war, gute Nerven zu haben. Man war nicht allzuweit davon entfernt, mit dem Schwächlichen, Entarteten, Angekränkelten eine Art Kultus zu treiben. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn geistige Strömungen, welche diesem Geschmack entgegenkamen, großen Erfolg hatten. Die buddhistische Aufhebung des Begehrens im Nirwana, Schopenhauers Verneinung des Willens, fanden eine zahlreiche Anhängerschaft. Leo Tolstois „Widerstrebe nicht dem Übel“ fand weniger nach seiner positiv-ethischen Seite als durch seinen quietistischen Grundton einen Widerhall im modernen Bewußtsein; das slawische *laissez aller* erhielt den Vorzug vor germanischer Tatkraft.

Man unterschätze solche Modestimmungen nicht als flüchtige Erscheinungen des Tages. Es kommt darauf an, wie man sich damit abfindet. Innere Eigenschaften, welche nicht den ihnen gemäßen Ausdruck finden können, Kräfte des Wollens, welche nicht geübt werden, verkümmern. Es ist klar, daß für das Geschlecht unserer Tage jene Begünstigung der Willensschwäche keine geringe Gefahr bedeutete. Ist für die Lebensarbeit des Einzelnen, wie für das Gedeihen des sozialen Ganzen die Kraft des Wollens als eine der Grundlagen charaktervollen Handelns unentbehrlich, so wird es nötig sein, darauf den Finger zu legen und der Wertung dieser Eigenschaft gelegentlich auch Modeströmungen zum Troß Geltung zu verschaffen.

Für die gegenwärtige Zeitlage hat der große Krieg hier tiefeingreifende Wandlungen vorbereitet. Er hat jenen Kultus des Schwächlichen, Kränklichen, Entarteten mit eisernem Besen weggeeggt. Die ganze Nichtigkeit solcher Moderichtungen mußte

offenbar werden, wo die Existenz der Nation von der höchsten Anspannung männlicher Kraft, von der erhabensten Entfaltung todesmutiger Tapferkeit abhängig ist. Aus einer mit gewohnheitsmäßiger Leichtigkeit bewältigten Berufstätigkeit oder auch aus einem lässigen Sichdarleben wurden Tausende deutscher Männer plötzlich herausgerissen und vor Aufgaben gestellt, die nur das wichtigste Zusammenraffen aller körperlichen und geistigen Kräfte bewältigen kann. Und gerade das Nervensystem, von dessen Schwächung durch das moderne Leben so oft die Rede war, wurde auf Proben gestellt, wie sie auch die wildesten Kämpfe der Vorzeit nicht kannten. Die wochenlange von ständiger Todesgefahr begleitete Wachsamkeit im Schützengraben, das geduldige Ausharren im furchtbarsten feindlichen Granatenfeuer, ohne die Möglichkeit, es zu erwidern, sind in dieser Beziehung weit aufreibender als jeder Kampf Mann gegen Mann. Und die weitaus überwiegende Mehrzahl dieser „modernen“ Menschen hat diese Probe bereits bestanden. Man hat gesagt, der endgültige Sieg in diesem furchtbaren Kriege falle den besseren Nerven zu. Daß aber das eigentlich Entscheidende dabei nicht irgendeine zufällige anatomische Beschaffenheit des Nervensystems ist, sondern eine zuletzt aus der geistigen Persönlichkeit stammende, den ganzen Körper beherrschende Kraft des Wollens, geht schon aus der Überlegenheit der Bildung in diesem Kampfe hervor. Werden diese glänzenden Beweise der Tapferkeit, wird diese ungeheure „Charakter“probe des deutschen Volkes auch in einer ferneren Friedenszeit nachwirken? Wird sie imstande sein, die alten Tugenden der Deutschen mehr, als dies bisher der Fall war, im modernen Leben zur Geltung zu bringen?

Der Kraft des Wollens kann aber auch die Aufgabe gestellt sein, eine große Zahl kleiner Widerstände nacheinander zu überwinden. Wir bezeichnen sie dann als Beharrlichkeit. Sie ist vor allem da erforderlich, wo Arbeit geleistet werden soll. Denn bei der Arbeit handelt es sich um die Überwindung vieler kleiner Widerstände. Für ein Zeitalter, welches unter dem Zeichen der Arbeit steht, ist sie daher die Vorbedingung jedes erfolgreichen „Kampfes ums Dasein“. „Wie die kriegerische Tapferkeit die Tugend des heroischen, so ist die Beharrlichkeit die Tugend des industriellen Zeitalters.“¹⁴⁾ Die dauernde Anspannung des Willens, welche die Arbeit erfordert, ist weit schwerer zu erreichen als jene momentane Kraftentfaltung, welche zur Überwindung der, wenn auch großen, Widerstände eines

Augenblickes erfordert wird. Es ist bekannt, daß Naturvölker sehr schwer zur Arbeit zu erziehen sind. Der Neger ist wohl imstande, einen Augenblick lang eine bedeutende Kraftanstrengung zu machen; aber er ist nur schwer dazu zu bringen, in der anhaltenden Willensanspannung der Arbeit viele kleine Widerstände zu überwinden. Diese Beharrlichkeit ist im wesentlichen ein Erzeugnis höherer Kultur und mitbedingt durch die Steigerung der Anforderungen des Daseinskampfes. Sie bringt im Grunde die letzte Entscheidung überall, wo im Wettkampf der Einzelnen wie der Völker der Sieg nicht im ersten tapferen Ansturm errungen werden kann, sondern in längerem Ringen erkämpft werden muß. In dem Weltkrieg, in dem wir stehen, wird der endgültige Sieg demjenigen zufallen, der nicht bloß in der ersten Begeisterung zu großen Taten bereit ist, sondern mit einer durch keinen vorübergehenden Mißerfolg und durch keinerlei Schicksalsschläge zu beirrenden „Beharrlichkeit“ „durchhält“ und Schritt für Schritt vordringt, um den Gegner niederzuwerfen. So ist zuletzt auch hier eine Eigenschaft des Charakters der entscheidende Faktor, auf den alles ankommt.

Nicht weniger als nach außen betätigt sich aber wiederum die Kraft des Wollens den Widerständen gegenüber, die aus den Regungen des eigenen Innern stammen. Hier erwachsen dem charaktervoll Handelnden die gefährlichsten Feinde. Affekte des Zorns, des Hasses, der Liebe, Beweggründe des augenblicklichen Nutzens, des Ehrgeizes, der Bequemlichkeit locken ihn im entscheidenden Moment von der Bahn des Handelns weg, die der „Charakter“ vorzeichnen würde. Oft muß er die ganze Kraft seines Wollens in die Wagschale legen, um in diesem Kampf der Motive den „Grundsätzen“ treu zu bleiben, nach denen er als „Charakter“ zu handeln hat. Die Selbstbeherrschung, die er hierbei zeigt, stellt sowohl als machtvolle Äußerung des Augenblicks, wie als dauernde Übung keine geringeren Anforderungen an die Willensstärke, als ihre äußere Betätigung in der Tapferkeit und der Beharrlichkeit. „Tapfer ist der Löwenjäger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapftrer, wer sich selbst bezwang.“ (Herder.)

Zur Konsequenz und Kraft gesellt sich als dritte Eigenschaft des formalen Charakters die Selbstständigkeit des Wollens. Je verwickelter die Kultur, desto vielseitiger werden die Beziehungen, in denen der Mensch steht, desto größer die Zahl der anderen, die zu seiner Existenz beitragen oder zur Erhöhung

derselben in stande sind. So liegt es im Wesen einer gesteigerten Entwicklung des sozialen Lebens, den Einzelnen abhängig zu machen, abhängig von der Gesellschaft, von der öffentlichen Meinung, von Vorgesetzten, von Geschäftsfreunden, von Parteinossen. Gibt er diesem Drucke nach, so verliert er schließlich alle Selbständigkeit des Wollens, er tut nur noch das, was die Gunst dieser Mächte, von denen er sich abhängig fühlt, ihm gewinnen kann. Er ist bereit, Überzeugung, Grundsätze, alles zu opfern, um im Wettstreit um die bessere Stelle andern den Rang abzulaufen. Wo dieses Aufgeben der Freiheit und Selbständigkeit des eigenen Wollens zugunsten der Geschmeidigkeit „nach oben“ oder auch „nach unten“ im Interesse des Vorwärtkommens den ganzen Menschen beherrscht, da haben wir den Typus des „Strebers“ im engeren eigentlichen Sinne des Wortes, dem man nicht unrecht tut, wenn man als sein Hauptmerkmal die „Charakterlosigkeit“ bezeichnet. Denn das Wesentliche dieses Typus ist eben das Fehlen jener Selbständigkeit des Wollens, welches eines der Hauptkennzeichen des Charakters bildet. Der „Charakter“ wird bei aller Notwendigkeit, den Verhältnissen der Menschen und der Dinge Rechnung zu tragen, sich die Gewohnheit der Willensentscheidung aus der eigenen Überzeugung heraus nicht nehmen lassen, welche von der Würde der Persönlichkeit unabtrennbar ist.

3. Der materiale Charakter und das Sittengesetz.

Wir werden also demjenigen, der diese Willenseigenschaften der Konsequenz, der Kraft und der Selbständigkeit besitzt, „Charakter“ zuschreiben können.

Damit ist aber allerdings über die Richtung dieses Wollens noch nichts ausgesagt. Die Form kann mit verschiedenem Inhalt gefüllt werden. Wir unterscheiden etwa danach den „schlechten“ und den „guten“ oder „sittlichen“ Charakter. Es kann aber keineswegs behauptet werden, daß die Wertschätzung des Charakters auf den letzteren beschränkt ist. Gerade der große schlechte Charakter hat etwas besonders Anziehendes. Der Dichter ist sich dessen wohl bewußt. Die dämonische Natur des großen Bösewichts mit der unbezwinglichen Energie ihres Wollens übt einen faszinierenden Einfluß auf den Hörer und Zuschauer. Der Schauspieler weiß daher wohl, daß Richard III., Franz Moor, Iago im Othello dankbare Rollen sind. Das Publikum ist geneigt,

allen großen Charakteren, welche ihm auf der Bühne vorgeführt werden, wenn sie nur Charaktere sind, zuzubilligen, was Schiller von Wallenstein sagen läßt:

„Denn recht hat jeder eigene Charakter,
Der übereinstimmt mit sich selbst; es gibt
Kein anderes Unrecht als den Widerspruch.“

Sei es nun die Konsequenz oder die Kraft, oder die gegen eine Welt sich behauptende Selbständigkeit des Wollens, sie gefällt auch, wo sie dem Bösen dient, als Ausdruck eines „Charakters“. Der darin liegende dämonische Reiz wird um so größer sein, je stärker das ästhetische Empfinden ist. Man wird nicht fehlgehen, wenn man darin einen der Hauptgründe sieht, welche einen ästhetisch so fein empfindenden Schriftsteller wie Friedrich Nietzsche veranlaßt haben, dem Menschen mit dem Willen zur Macht, dem „Raubmenschen“ vom Schlage des Cesare Borgia eine so zentrale Stellung im Ganzen seiner Welt- und Lebensanschauung anzuweisen. Man fühlt es ihm nach, wenn er von jenen „zauberhaften Unfaßbaren und Unausdenklichen“ redet, „jenen zum Siege und zur Verführung vorher bestimmten Rätselmenschen, deren schönster Ausdruck Alcibiades und Cäsar (— denen ich gerne jenen ersten Europäer nach meinem Geschmack, den Hohenstaufen Friedrich den Zweiten, zugesellen möchte), unter Künstlern vielleicht Eionardo da Vinci ist“. ¹⁵⁾

Zugleich verrät sich darin aber ganz deutlich, daß jenes Wohlgefallen in erster Linie von dem ästhetischen Reiz herührt, der von solchen dämonischen Persönlichkeiten ausgeht. Die ethische Wertung wird trotz Nietzsche eine andere sein müssen. Jedenfalls, wenn wir überhaupt der „Charakterbildung“ einen hohen Wert zuerkennen, so ist es selbstverständlich, daß es sich dabei um ein Wollen handelt, das zum guten, zum sittlichen Charakter gebildet werden soll.

Daraus erwächst uns die Aufgabe, anzugeben, was wir unter einem „sittlichen Charakter“ zu verstehen haben, oder genauer, welchen Inhalt ein Wollen von der Form des „Charakters“ haben muß, um diesen Namen zu verdienen. Eine vollständige Antwort auf diese Frage wäre die vollständig ausgeführte Darstellung einer Sittenlehre oder Ethik. Wir wären zu diesem Zwecke genötigt, alle die verschiedenen einander vielfach entgegenstehenden ethischen Anschauungen gegeneinander abzuwägen, zu beurteilen, ein eigenes Prinzip aufzustellen und dessen An-

wendung auf die verschiedenen Lebensgebiete zu zeigen. Anstatt uns in diese Erörterungen zu verlieren, richten wir unser Augenmerk nur auf das, was für uns das Wichtigste ist, nämlich einen Maßstab für die Beurteilung des Charakters zu gewinnen, der es uns ermöglicht, die Äußerungen des sittlichen Charakters von denen des schlechten mit Sicherheit zu unterscheiden. Wir halten uns dabei an die berühmteste und tiefste Fassung des Sittengesetzes, an Kants kategorischen Imperativ und suchen uns zunächst dessen Bedeutung möglichst vollständig klar zu machen.

Der Wille des Menschen kann durch beliebige praktische Grundsätze bestimmt werden. Sind diese Grundsätze subjektiver Art, d. h. sollen sie nur für den Willen des einen handelnden Subjektes gelten, so nennt man sie „Maximen“, sind sie objektiv, d. h. sollen sie für den Willen jedes vernünftigen Wesens gelten, so heißen sie praktische Gesetze. Es ist nun aber klar, daß, wenn ich einen Maßstab zur Unterscheidung des Sittlichen und Unsittlichen suche, es sich nicht um bloße Maximen handeln kann. Es kann sich z. B. jemand zur Maxime machen, keine Beleidigung ungerächt zu erdulden. Wir werden aber diese Maxime nicht als Maßstab einer allgemeinen Beurteilung wählen wollen. Dazu bedürfen wir vielmehr eines praktischen Gesetzes. Suchen wir sodann dieses praktische Gesetz näher zu bestimmen, so haben wir es zunächst von dem Naturgesetz zu unterscheiden. Das Naturgeschehen stimmt mit dem Gesetz immer überein; bei den menschlichen Handlungen ist dies keineswegs der Fall. Ihnen gegenüber tritt vielmehr das praktische Gesetz als eine Forderung, als ein Imperativ auf, dem entsprochen oder nicht entsprochen werden kann. Das praktische Gesetz ist also ein Imperativ. Innerhalb der Imperative aber haben wir wieder zu unterscheiden zwischen bedingten oder hypothetischen Imperativen, welche den Willen nur bestimmen unter der Voraussetzung, daß irgend etwas anderes angestrebt wird, und kategorischen Imperativen, welche den Willen schlechthin als Willen bestimmen, also ein unbedingtes Sollen aussprechen. Ein hypothetischer Imperativ wäre z. B. die Vorschrift: „Wenn du im Alter nicht darben willst, mußt du in der Jugend arbeiten und sparen.“ Sie ist nur eine bedingte, vielleicht hofft er, gar nicht alt zu werden, oder denkt, sich im Falle der Not dereinst behelfen zu können.¹⁶⁾ Ein kategorischer Imperativ wäre: Du sollst niemals etwas lügenhaft versprechen. Es ist

klar, daß das Sittengesetz nur ein kategorischer Imperativ sein kann.

Aber wie lautet nun dieser Imperativ selbst? Bei der Beantwortung dieser Frage geht Kant davon aus, daß alle praktischen Grundsätze, bei denen es sich um einen Gegenstand handelt, dessen Wirklichkeit begehrt wird, von der Erfahrung abhängig sind und deshalb keine wirklichen Gesetze abgeben können. Wir erstreben einen Gegenstand, weil er uns Lust verheißt. Ob dies aber der Fall ist, hängt von der Beschaffenheit des einzelnen Subjekts ab und kann nur durch Erfahrung (empirisch) festgestellt werden. Überall also, wo die Empfindung der Annehmlichkeit, welche das Subjekt von der Wirklichkeit des Gegenstandes erwartet, den Willen bestimmt, seien es nun sinnliche oder rein geistige Freuden, haben wir es mit praktischen Regeln zu tun, denen die Allgemeinheit, die wir vom „Gesetz“ fordern, nicht zukommt. Suchen wir also ein allgemeines praktisches Gesetz, so müssen wir jeden Gegenstand des Willens, der den Bestimmungsgrund desselben bilden könnte, d. h. alle „Materie“ des Willens davon absondern. Dann bleibt aber nichts übrig, als die bloße Form einer allgemeinen Gesetzgebung. Soll demnach ein vernünftiges Wesen seine subjektiv-praktischen Grundsätze als allgemeine Gesetze denken, so muß es annehmen, daß die bloße Form derselben, nach der jene sich zur allgemeinen Gesetzgebung eignen, sie für sich allein zum praktischen Gesetz machen. Der kategorische Imperativ lautet also: „Handle so, daß die *Maxime* deines Willens jederzeit zugleich als *Prinzip* einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“

Eines der zahlreichen Beispiele, welche Kant zur Erläuterung anführt, möge uns den Sinn dieser wichtigen Regel vollends deutlich machen. Es sieht sich einer durch Not gedrungen, Geld zu borgen. Er weiß wohl, daß er nicht wird bezahlen können, sieht aber auch, daß ihm nichts geliehen werden wird, wenn er nicht fest verspricht, es zu einer bestimmten Zeit zu bezahlen. Gesezt, er entschlösse sich dazu, trotz der Regungen seines Gewissens, so würde seine *Maxime* der Handlung so lauten: „wenn ich in Geldnot zu sein glaube, so will ich Geld borgen und versprechen, es zu bezahlen, ob ich gleich weiß, es werde niemals geschehen.“ Will ich nun wissen, ob ich mit dieser *Maxime* auf dem rechten Wege bin, so habe ich nur zu fragen, wie es dann stehen würde, wenn meine *Maxime* ein allgemeines Gesetz würde. Ich sehe sogleich, daß sie niemals als allgemeines

Gesetz gelten könnte, daß sie vielmehr sich selbst widersprechen müßte. Denn ein allgemeines Gesetz, nach welchem jeder, wenn er in Not zu sein glaubt, versprechen könnte, was ihm einfällt, mit dem Vorsatz, es nicht zu halten, „würde das Versprechen und den Zweck, den man damit haben mag, selbst unmöglich machen, indem niemand glauben würde, daß ihm was versprochen sei, sondern über alle solche Äußerung als eitles Vorgeben lachen würde.“¹⁷⁾

Am kategorischen Imperativ habe ich also eine Formel, welche es mir möglich macht, in jedem einzelnen Fall sittliches vom unsittlichen Handeln zu unterscheiden. Ich darf mir den dabei angewandten Grundsatz nur als allgemeines Gesetz denken, nach dem sich alle in ihrem Handeln richten, und es wird sich sogleich herausstellen, ob mein Tun recht oder unrecht ist. Die Anwendung auf die herkömmlichen Urtheile über gut und böse leuchtet ohne weiteres ein. Ich kann unmöglich wollen, daß Lüge, Diebstahl, Mord, Betrug, Verleumdung allgemeines Gesetz werden. Das Leben in einer menschlichen Gesellschaft, in der dies der Fall wäre, müßte unerträglich sein. Ein inhaltliches Gebot ist damit allerdings nicht gegeben. Es ist die bloße Form der Brauchbarkeit zu einem allgemeinen Gesetz, welche dem kategorischen Imperativ seinen „Inhalt“ gibt. Man hat darum frühe an ihm diesen reinen „Formalismus“ getadelt. Auch unsere Absicht, mit Hilfe des kategorischen Imperativs den sittlichen Charakter zu bestimmen, scheint dadurch gefährdet zu sein. Denn hier handelt es sich ja um die inhaltlichen Bestimmungen des materialen Charakters. Geraten wir dabei nochmals in die bloße Form, so müßte es scheinen, als seien wir über den „formalen Charakter“ überhaupt nicht hinausgekommen.

Nun zeigt aber eine nähere Prüfung der Art, wie Kant selbst die Anwendung des kategorischen Imperativs an Beispielen näher erläutert, daß auch er bei der bloßen Form nicht stehenbleiben kann. Warum darf ich ein Versprechen nicht geben mit dem Vorsatz, es nicht zu halten? Weil — die zugrunde liegende Maxime als allgemeines Gesetz gedacht — niemand mehr an ein Versprechen glauben und dadurch ein solches überhaupt unmöglich gemacht würde. Es ist also zuletzt ein logischer Widerspruch, durch den ein solches Tun sich selbst widerlegt. Ebenso richtet sich der kategorische Imperativ gegen den Selbstmord, weil die Natur, deren Gesetz es wäre, aus Selbstliebe (nämlich um das größere Übel des Weiterlebens zu vermeiden) also aus

der das Leben fördernden Empfindung heraus das Leben selbst zu zerstören, sich selbst widersprechen würde, oder gegen die Ablegung eines Depositums, dessen Eigentümer verstorben ist und keine Handschrift darüber zurückgelassen hat, weil es dann gar kein Depositum mehr geben würde. In allen diesen Fällen sind nach Kant entweder die Handlungen so beschaffen, daß ihre Maxime ohne Widerspruch nicht einmal als allgemeines Gesetz gedacht werden kann, oder gelangt das Wollen zu einem Widerspruch mit sich selbst und beweist damit, daß es auf falschem Wege ist. Aber warum soll es solche Widersprüche nicht geben? Das Leben selbst ist reich an Widersprüchen, und die Tatsache des Selbstmordes z. B. beweist ja eben, daß in Wirklichkeit die Selbstliebe zur Selbstvernichtung schreiten kann. Widerspruchsloses Denken und Wollen wäre also nur dann dem Widerstrebenden vorzuziehen, wenn es besser als das letztere einem Zwecke dient, dessen Erreichung einen Wert bedeutet. Daß dieser Gesichtspunkt nicht zu umgehen ist, läßt sich an allen von Kant gewählten Beispielen verfolgen. Daß Selbstmord, lügnerisches Versprechen, Verwahrlosung des eigenen Talentes, egoistische Verweigerung der Hilfe in Not verwerflich sind, beruht zuletzt darauf, daß sie den Lebensbedingungen der menschlichen Gesellschaft widersprechen, deren Glied der einzelne Handelnde ist, die also für ihn selbst Güter bedeuten.

Was aber verleiht der menschlichen Gesellschaft selbst ihren letzten Wert und stellt damit den inhaltlichen Hintergrund des kategorischen Imperativs dar? Dafür finden wir bei Kant selbst die Anknüpfung. Er spricht selbst von dem, was der Grund eines möglichen kategorischen Imperativs oder eines praktischen Gesetzes sein könnte. Dieser kann allerdings niemals in relativen Zwecken oder relativen Werten gefunden werden, die sich ein vernünftiges Wesen als Wirkungen seiner Handlung nach Belieben vorsetzt. Denn solche sind stets nur der Grund von hypothetischen Imperativen, da sie ja nur eine von dem Wollen oder Nichtwollen des Zwecks unabhängige Forderung aussprechen. Der Grund eines kategorischen Imperativs kann nur in etwas liegen, dessen Dasein an sich selbst einen absoluten Wert hat, in etwas, das als Zweck an sich selbst ein Grund bestimmter Gesetze sein kann. Einen solchen absoluten Wert findet Kant im Gegensatz zu dem relativen Wert der Sachen in den vernünftigen Wesen als Personen. „Der Mensch und überhaupt jedes vernünftige Wesen existiert als Zweck

an sich selbst, nicht bloß als Mittel zum beliebigen Gebrauche für diesen oder jenen Willen, sondern muß in allen seinen, sowohl auf sich selbst, als auch auf andere vernünftige Wesen gerichteten Handlungen jederzeit zugleich als Zweck betrachtet werden.“ Der kategorische Imperativ kann also auch die andere Fassung erhalten: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ Da es aber viele vernünftige Wesen gibt, die unter sich in Beziehung stehen, so werden wir auf den fruchtbaren Begriff eines Reiches der Zwecke geführt, dem jedes vernünftige Wesen als Glied angehört.¹⁸⁾

So zeigt uns Kant selbst den Weg zur letzten Begründung der sittlichen Forderung, indem er den bloß formalen kategorischen Imperativ durch inhaltliche Bestimmungen ergänzt, und wir gewinnen damit die Möglichkeit, dem Inhalt des sittlichen Charakters eine wertbestimmende Grundlage zu geben. Das unbedingte Sollen hat nur dann einen Sinn, wenn es ein unbedingt Wertvolles gibt. Dieses unbedingt Wertvolle ist die Gemeinschaft vernünftiger Wesen als ein Reich der Zwecke, selbstverständlich nicht die augenblicklich bestehende menschliche Gesellschaft mit ihren Unvollkommenheiten, sondern eine vollkommene Gemeinschaft, die als solche eben nicht Wirklichkeit, sondern Idee ist. Aber wir suchen sie uns doch als verwirklicht zu denken, und als verwirklicht gedachte Idee von unbedingtem Werte wird sie richtungsgebend für unser Wollen, d. h. sie wird zum Ideal. Für die nähere Betrachtung gliedert sich dieses Ideal aber sofort in einer dreifachen Weise. Zu einer vollkommenen Gemeinschaft gehört, daß jedes Stück derselben seine Fähigkeiten ausbildet, um ihr dienen zu können — ein Ideal der Bildung; ferner, daß jedes einzelne in einem seiner Leistungsfähigkeit entsprechenden Arbeitsgebiete seinen Beitrag zum Gedeihen des Ganzen liefert — ein Ideal der Berufserfüllung; endlich daß dieses Wirken und die Wechselbeziehung mit den anderen Gliedern der Gemeinschaft getragen und geleitet ist von dem Gedanken der Zusammengehörigkeit aller zu einem Reich der Zwecke und der Wertung jedes Einzelnen als Zweck an sich selbst — ein Ideal der Humanität. Wir werden demjenigen den Ehrentitel des sittlichen Charakters nicht vorenthalten, dessen Wollen und Handeln durch diese Ideale der Bildung, der Berufserfüllung und der Humanität bestimmt ist. Je stärker ausgeprägt zugleich die

Formeigenschaften des Charakters sind, welche in den Dieust dieser Ideale gestellt werden, desto höher steht der sittliche Charakter. Die Konsequenz äußert sich dann in der Sicherheit, mit welcher widerstittliche Einflüsse von außen und von innen abgewiesen werden, die Kraft des Wollens in der Energie, mit welcher sittliche Zwecke verfolgt werden, die Selbständigkeit in der Selbstbestimmung der freien Persönlichkeit, die nur dem Gesetze gehorcht, das sie sich selbst gegeben hat.

Dabei behält aber doch der kategorische Imperativ sein Recht. Wir können ja jenes Ideal einer Gemeinschaft vernünftiger Wesen nicht frei erfinden. Wollten wir auch behaupten, es sei völlig unabhängig von der Erfahrung, völlig a priori etwa aus dem bloßen Begriffe des vernünftigen Wesens abgeleitet, so würden wir doch bei jedem Versuche, seinen Inhalt auch nur einigermaßen bestimmter anzugeben, verraten, daß wir dabei Anleihen bei der Erfahrung machen. Es entlehnt seine Züge der wirklichen Menschenwelt und bleibt mit seinem Inhalt immer daran gebunden.

So kommt es auch, daß wir in allen Fällen wirklichen Handelns, in denen unser Wollen durch jene Ideale bestimmt sein soll, an unsere Kenntnis der wirklichen menschlichen Gemeinschaft, wie sie uns zunächst aus unserer Umgebung bekannt ist, gewiesen sind. Für die praktische Entscheidung im einzelnen Fall wird daher stets der Maßstab seine Bedeutung behalten, den uns der kategorische Imperativ an die Hand gibt, und der in der Frage liegt: Kann ich wollen, daß der subjektive Grundsatz, nach welchem ich jetzt eben zu handeln im Begriff bin, allgemeines Gesetz werde? Es ist im Grunde nichts anderes darin ausgedrückt, als in der alten Regel: „Was du nicht willst, das man dir tu“, das füg' auch keinem andern zu.“ Denke ich mir die egoistische Verweigerung des Beistandes in Not als allgemeines Gesetz, so muß ich gewärtig sein, daß auch ich selbst, wenn ich in Not bin, auf keinen Beistand rechnen darf. Was ich selbst als Glied der menschlichen Gesellschaft, der ich angehöre, in Anspruch nehme, muß ich auch anderen gewähren. Sie besitzen die Rechte menschlicher Persönlichkeiten wie ich selbst, und mein Tun muß sich nach Regeln richten, die als allgemeine Gesetze für alle denkbar sind. Darin liegt zugleich der tiefere Sinn der richtig verstandenen Vergeltungsidee, des „Auge um Auge, Zahn um Zahn“; nicht in dem vom Staate übernommenen Gedanken der

Rache, der dem Übeltäter dasselbe Maß von Schmerz bereiten will, als er selbst zugefügt hat, sondern in der am eigenen Leibe erfahrenen Befräftigung der sittlichen Wahrheit, daß ich nur tun darf, was ich in der Form eines allgemeinen Gesetzes auch als gegen mich selbst gerichtet anerkennen würde. Von hier aus ist es wohl verständlich, wie tiefe Wurzeln die Idee der Vergeltung im sittlichen Bewußtsein des Menschen hat; und wenn manche Vertreter moderner Rechtstheorien eine vollständige Ausschaltung dieser Idee befürworten, so dürfen sie sich nicht verhehlen, daß sie damit auf einen der volkstümlichsten und wirksamsten Bestandteile des sittlich-rechtlichen Bewußtseins verzichten.

Denn mit Recht ist sich Kant bewußt, keinen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit, sondern nur eine neue Formel aufgestellt zu haben.¹⁹⁾

Sein kategorischer Imperativ will nur „formulieren“, was dem gewöhnlichen sittlichen Bewußtsein unmittelbar einleuchtet. Seinem wahren Wesen nach ist er, wie wir jetzt wissen, ein Maßstab, ein Kriterium des sittlichen Wollens und Handelns, das als solches zugleich Kriterium des sittlichen Charakters ist und dem man auch die einfache und treffende Fassung eines anderen Wortes Kants geben könnte: Jeder muß so handeln, als ob alles auf ihn ankäme.²⁰⁾ Inwieweit dabei der sittliche Charakter sich zugleich jener Ideale bewußt ist, welche als ein unbedingt Wertvolles der Formel erst ihren tieferen Sinn geben, das ist eine Frage des wissenschaftlichen Nachdenkens. Es genügt, daß sein Wollen und Handeln tatsächlich durch jene mehr oder weniger deutlich gedachten Ideale der Bildung, Berufserfüllung und Humanität bestimmt ist. Die Beziehung zwischen jener Formel, welche die Aufgaben des Tages regelt, und den ihr die letzte Begründung gebenden absoluten Werten, deren Verwirklichung als Aufgabe der Zukunft erscheint, mit voller Sicherheit und Klarheit herzustellen, ist die unendliche Aufgabe der Wissenschaft.

III. Charakter und Persönlichkeit.

Verteilen wir einen Augenblick bei unserem bisherigen Ergebnis der Untersuchung des Wesens des Charakters, so liegt es nahe, die letzte und höchste Bedeutung des Charakters im engeren Sinne, den „sittlichen Charakter“ zu der ersten allgemeineren, zu dem „Charakter“ als Eigenart überhaupt in Beziehung zu

sehen. Wir sehen dann sofort, daß darin eine wichtige Frage der Lebensanschauung steckt, die zugleich für die Auffassung der „Charakterbildung“ maßgebend werden muß.

Vom strengen Kantischen Gesichtspunkt aus tritt der sittliche Charakter in schroffen Gegensatz zur Naturseite des menschlichen Wesens. Die sinnliche Natur muß unterdrückt werden, damit der Wille allein durch ein moralisches Gesetz bestimmt werde. Geschieht nämlich die Willensbestimmung zwar gemäß dem moralischen Gesetze, aber nur vermittelt eines Gefühls, welcher Art es auch sei, also nicht um des Gesetzes willen, so enthält die Handlung zwar Legalität, aber nicht Moralität. Sie entspricht dem Gesetz, aber sie ist nicht aus Achtung vor dem Gesetz geschehen.

Alles Gefühl ist ja „sinnlich“ d. h. von der sinnlich-erfahrungsmäßigen Natur des Menschen abhängig, die Triebfeder der sittlichen Gesinnung aber muß von aller sinnlichen Bedingung frei sein. Keinerlei Interesse, nicht Zuneigung, nicht Liebe darf den sittlichen Charakter bestimmen, soll sein Handeln ein wahrhaft moralisches sein. Die einzige unzweifelhaft moralische Triebfeder ist die „Achtung fürs moralische Gesetz“. Es ist bezeichnend, wie Kant sich von hier aus mit dem christlichen Gebot abfindet, das zunächst seinem Standpunkt zu widersprechen scheint: „Liebe Gott über alles und deinen Nächsten als dich selbst“. Es ist ja ein Gebot, und fordert Achtung für ein Gesetz, das Liebe befiehlt. Liebe zu Gott ist aber als Neigung, als „pathologische Liebe“ unmöglich, da er kein Gegenstand der Sinne ist. Liebe zu Menschen ist zwar möglich, kann aber nicht geboten werden, da es in keines Menschen Vermögen steht, jemanden bloß auf Befehl zu lieben. Es ist also mit jenem „Kern aller Gesetze“ nichts als die „praktische Liebe“ gemeint, und Gott lieben heißt nichts anderes, als seine Gebote gerne tun, und den Nächsten lieben heißt, alle Pflichten gegen ihn gerne erfüllen²¹⁾, wobei aber dieses „gerne“ bereits die höchste von Geschöpfen niemals erreichte Stufe der sittlichen Gesinnung bezeichnet.

Für den sittlichen Charakter tritt also nach dieser Anschauung des Kantischen „Rigorismus“ jeder Beeinflussung durch Neigung, sei es auch die Liebe zu anderen Menschen oder zur Menschheit überhaupt, die auf die Achtung vor dem Gesetz sich gründende Pflicht gegenüber, zu deren Begriff es gehört, daß sie praktische Nötigung zu Handlungen mit sich führt, so ungerne sie auch geschehen mögen. In dieser Loslösung von aller Schwäche der

Menschenatur, in dieser starren Größe des bedingungslos fordernden Gesetzes liegt ja die Erhabenheit der Pflicht, die Kant mit begeisterten Worten preist: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir.“

„Pflicht! Du erhabener großer Name, der du nichts Be-
liebtes, was Einschmeichlung bei sich führt, in dir fassst, sondern
Unterwerfung verlangst, doch auch nichts drohest, was natürliche
Abneigung im Gemüte erregte und schreckte, um den Willen zu
bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufstellt, welches von selbst
im Gemüte Eingang findet, und doch sich selbst wider Willen
Verehrung (wenngleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor dem
alle Neigungen verstummen, wenn sie gleich insgeheim ihm ent-
gegenwirken, welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo
findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Ver-
wandtschaft mit Neigungen stolz ausschlägt, und von welcher
Wurzel abzustammen, die unnachlässliche Bedingung desjenigen
Werts ist, den sich Menschen allein selbst geben können?“ Dieses
unbedingt Wertvolle ist die „Persönlichkeit“.

In der Geschichte der Menschheit hat erst Kant der Idee der
Persönlichkeit ihre volle Bedeutung gegeben als des „Zweckes
an sich selbst“, als des in Freiheit sich selbst bestimmenden ver-
nünftigen Wesens. In diesem Sinne heißt es: „der Mensch ist
zwar unheilig genug, aber die Menschheit in seiner Person
muß ihm heilig sein.“²²⁾ Aber auch dieser Begriff der Persönlich-
keit ist durch den Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung,
zwischen moralischem Gesetz und sinnlicher Natur bestimmt. Die
Persönlichkeit ist ihm „die Freiheit und Unabhängigkeit
von dem Mechanismus der ganzen Natur“, sie ist
identisch mit dem sittlichen Charakter, und sie entspricht ihrem Be-
griffe um so mehr, je mehr sie sich die sinnliche Natur unterwirft.

Diesem Standpunkt der schroffen Entgegensetzung von Sinn-
lichkeit und Sittlichkeit tritt nun ein anderer entgegen, der, mit
nicht geringerer Überzeugungskraft begründet, eine Überwindung
des Zwiespaltes anstrebt und damit auch dem Verhältnis von
Charakter und Persönlichkeit eine andere Wendung gibt. Wir
finden ihn in klassischer Vertretung bei dem größten Schüler
Kants, bei Friedrich Schiller. In der Abhandlung über
„Anmut und Würde“ (1793) wirft er der Kantischen Moral-



philosophie vor, in ihr sei die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davon zurückschrecke, und einen schwachen Verstand leicht versuchen könnte, auf dem Wege einer finsternen und mönchischen Asketik die moralische Vollkommenheit zu suchen. Die Verkehrtheit der Moral seiner Zeit möge ihn in diesem Rigorismus bestärkt haben. „Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Namen der Tugend usurpieren, mußte darum auch der uneigennützigste Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden?“ „Mußte schon durch die imperativische Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedrigt werden, und das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit sein?“ Mit scharfer Satire hat Schiller an anderer Stelle die Schroffheit dieses Standpunktes gegeißelt in den Worten:

Gewissenskrupel.

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung.
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung.

Da ist kein anderer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Vernunft und Sinnlichkeit, Pflicht und Neigung müssen vielmehr zusammenstimmen, damit die Schönheit des menschlichen Wesens zum Ausdruck komme. Wie die Freiheit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten inne liegt, so die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes und der Wollust als dem Ausdruck des herrschenden Triebes. Da aber Schönheit der Bewegung „Anmut“ ist, und nur denjenigen Bewegungen Anmut zukommen kann, die ein Ausdruck moralischer Empfindungen sind (sonst wären auch die Äste eines Baumes, die Wellen eines Stromes, die Saaten eines Kornfeldes, die Gliedmaßen der Tiere „anmutig“), so können wir auch sagen: die sittliche Fertigkeit des Menschen muß sich durch Anmut offenbaren. Die Tugend ist nichts anderes als eine Neigung zu der Pflicht. Der Mensch darf nicht nur, sondern soll Lust und Pflicht in Verbindung bringen. Er soll seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Das Siegel der vollendeten Menschheit ist die Übereinstimmung seiner reinen Geisternatur

mit der sinnlichen Natur in der „schönen Seele“. Sie ist es, bei welcher sich „das Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf, und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen.“²³⁾ Bei der schönen Seele sind daher — damit wird die für unsere Frage wichtigste Folgerung gezogen — eigentlich nicht die einzelnen Handlungen sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Einzelne Handlungen sind ihr nicht als Verdienst anzurechnen; sie hat ja kein anderes Verdienst, als daß sie ist: und aus ihrem bloßen Sein entspringt die Ausübung der peinlichsten Pflichten und das heldenmütigste Opfer, das sie dem Naturtriebe abgewinnt, wie eine freiwillige Wirkung eben dieses Triebes.

Damit sehen wir neben das einseitig-ethische Lebensideal Kants ein anderes treten, ein ästhetisches, das seine vollkommenste Verwirklichung in der mächtigen Persönlichkeit Goethes gefunden hat. Der sittliche Charakter steht hier nicht mehr im Gegensatz zur sinnlichen Menschennatur, sondern er ist aufgenommen in die harmonische Gestaltung der Gesamtpersönlichkeit. Der allumfassende Gesichtspunkt, unter welchem Trieb und Gesetz, Charakter und Persönlichkeit betrachtet werden, ist der ästhetische.

Über ist der „ästhetische Zustand“ wirklich die höchste Vollendung menschlichen Wesens, oder ist er vielleicht nur das Mittel, das letzte unbedingt wertvolle Ziel, den „moralischen Zustand“ zu erreichen? Ist die ästhetische Kultur das letzte oder die sittliche Kultur?

Schiller selbst hat auf diese Frage, in welcher sich bis zum heutigen Tage die Vertreter verschiedener Lebensideale gegenüberstellen und deren Entscheidung zugleich für die Aufgabe der Charakterbildung maßgebend ist, keine eindeutige Antwort gegeben. In seiner Seele stritten der Denker und der Künstler. „Der Rigorismus Kants schlug in seinem Charakter nicht minder verwandte Saiten an, als die schöne Freiheit in der individuellen Lebensgestaltung bei Goethe“ (Windelband), und beide seelische Strömungen gingen durch sein ganzes Leben nebeneinander her. In großartigem Überblick zeichnet er in seinen „Briefen über ästhetische Erziehung“ (1795) als das höchste Ziel des sittlichen Charakters den moralischen Staat, in welchem der sittliche Charakter seine volle Entfaltung findet, und als den Weg dazu die ästhetische

Gemütsstimmung, durch welche der physische Mensch so weit veredelt wird, daß der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. In seinem physischen Zustand erleidet der Mensch bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand; und er beherrscht sie in dem moralischen. Während er so noch im 24. Briefe sich ausspricht, wird im letzten der ethische Staat, der den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft, zuletzt durch den ästhetischen Staat abgelöst, der allein Harmonie in die Gesellschaft bringt, weil er in dem Individuum Harmonie zwischen dem sinnlichen und geistigen Wesen stiftet.²⁴⁾ Diese Linie des ästhetischen Ideals als eines Letzten und Höchsten hat dann die romantische Schule bis zum Extrem weiter verfolgt, bis zu einer Art Kultus des genialen Individuums, das, erhaben über die Gesetze, welche für den Durchschnittsmenschen gelten, sich in unbedingter Freiheit auslebt. Der sittliche Charakter erscheint hier verwandelt in die Willkür der sich als schöpferisch wissenden und ästhetisch genießenden Persönlichkeit.

Haben wir die sittliche Bedeutung des Charakters erkannt, so sind wir nicht mehr im Zweifel, auf welche Seite wir uns zu stellen haben. Die Konsequenz, Kraft und Selbständigkeit des Willens, wie sie dem Charakter eignet, ist für die Erfüllung der Lebensaufgaben nicht zu entbehren. Für die „ästhetische Gefühlsstimmung“ ist aber gerade wesentlich, daß sie von dem „Willen zum Leben“ losgelöst in reiner Betrachtung sich ergeht, daß sie gerade da ihren Höhepunkt erreicht, wo dem Betrachtenden der Lärm des Alltags nur noch wie aus unendlicher Ferne hörbar ist. Sie kann daher wohl mittelbar durch die Erhebung der Seele zur Stärkung sittlicher Motive und zur Bildung des sittlichen Charakters beitragen, aber sie kann weder als letztes Ziel, noch als selbständige Entwicklungsstufe zur Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit hin betrachtet werden. Sie kann vielmehr beides nur sein als Bestandteil der sittlichen Gesamtaufgabe, welche die charaktervolle Persönlichkeit zu erfüllen hat. Dasselbe ergibt sich von der Betrachtung des unbedingt Wertvollen aus. Die Kunst ist ja nicht selbst das unbedingt Wertvolle, sondern sie ist nur eines der hohen Kulturgüter, in deren Hervorbringung menschliches Wirken und Schaffen dem Bedürfnis der menschlichen Anlage entgegenkommt. Auch der ästhetische Genuß ist daher nur ein Gebiet neben anderen, in deren Gesamtheit die sittliche Persönlichkeit sich betätigt.

Damit haben wir nunmehr das richtig verstandene Verhältnis von Charakter und Persönlichkeit sowohl dem „Rigorismus“ Kants als dem ästhetischen Humanismus gegenüber abgegrenzt. Zur Persönlichkeit gehören, wie zum „Charakter“ im weiteren Sinne der geistigen Eigenart sämtliche menschliche Fähigkeiten des Empfindens, Denkens, Fühlens und Wollens. Während wir aber mit „geistiger Eigenart“ nur diese sämtlichen Fähigkeiten in ihrer individuellen Besonderheit überhaupt zusammenfassend bezeichnen, will „Persönlichkeit“ mehr besagen. Sie ist erst da, wo die bloße Summe durch die freie Selbstbestimmung des vernünftigen Wesens zur Einheit wird. Und dies geschieht durch den sittlichen Charakter, der darum nicht in der Unterdrückung, sondern in der Veredlung der natürlichen Triebe seine Aufgabe erfüllt. Durch ihn werden die sinnlichen Triebe, die Fähigkeiten des Denkens, des Fühlens, des Wollens zur Einheit verbunden, indem sie in den Dienst der sittlichen Zwecke gestellt werden. In dieser Verbindung des Mannigfaltigen zur Einheit durch die Kraft des freien Wollens vollzieht sich die Entwicklung des Menschen zur Persönlichkeit.

Aber was ist dieses Mannigfaltige, und wie kann es zur Einheit verbunden werden?

Damit stehen wir vor dem Problem der Entstehung des Charakters.

Zweiter Teil. Die Entstehung des Charakters.

I. Das Problem des Angeborenen.

Die Frage, wie der Charakter „sich bildet“, die Frage nach der Entstehung des Charakters führt uns sofort auf eines der schwierigsten Probleme, auf das Problem des Angeborenen.

Schon frühe standen sich hier zwei Ansichten gegenüber, auf der einen Seite der Nativismus, der den Charakter, wie das Geistesleben des Menschen überhaupt aus einer ursprünglichen Anlage erklärte, und auf der anderen Seite der Empirismus, welcher alles aus der Erfahrung als ein von außen Gekommenes, in der Wechselwirkung mit der Umwelt Erworbenes abzuleiten suchte. Damit sind diese Standpunkte nur vorläufig und ganz im allgemeinen bezeichnet. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf die Geschichte des Problems und auf die feineren Unterschiede in den Versuchen seiner Lösung näher einzugehen. Wir haben

nur so weit uns darüber zu orientieren, als für die Frage nach der Entstehung des Charakters unerlässlich ist. Wird auch von ihm ohne weiteres behauptet, er sei angeboren, so ist eine weitere Darstellung seines Werdens unnötig. Oder ist er durchaus etwas Erworbenes, so würde sofort die Aufgabe an uns heranreten, zu zeigen, wie unter dem Einfluß der Außenwelt der Charakter zustande kommt. Wir haben daher über den grundsätzlichen Streit um das Angeborene uns kurz zu orientieren und knüpfen dabei am besten an diejenige geschichtliche Behandlung des Problems an, welche als erste umfassendere und tiefere Bearbeitung desselben gewissermaßen klassische Bedeutung erlangt hat.

Als die Philosophie der Neuzeit an Stelle der mittelalterlichen Begründung aus der kirchlichen Lehre eine Grundlage für die Weltanschauung suchte, da fand sie dieselbe in gewissen unmittelbar feststehenden Begriffen und Sätzen, welche allen Menschen gemeinsam und darum angeboren den Ausgangspunkt für alle weiteren Erkenntnisse bilden sollten. Als solche angeborene Wahrheiten galten z. B. der Satz der Identität $A = A$, das Gebot der Nächstenliebe, das Dasein Gottes. Ihre ausgeprägteste Vertretung fand diese Lehre bei den von Platon ausgehenden englischen Philosophen der sogenannten Schule von Cambridge, deren bedeutendster Ralph Cudworth (1617—1688) war. Hier galt insbesondere das Sittengesetz als ebenso angeboren und darum ebenso allgemeingültig, wie die mathematischen Wahrheiten.

Dieser Glaube an das Angeborene, auf welchen viele das ganze Gebäude ihrer Weltanschauung gründeten, wurde nun aber aufs empfindlichste erschüttert durch die scharfsinnigen Angriffe, welche der englische Denker John Locke (1632—1704) in seinem „Versuch über den menschlichen Verstand“ (1690)²⁵⁾ gegen die „angeborenen Ideen“ überhaupt richtete. Unter dem Ausdruck „Idee“ faßt er dabei — entgegen der höheren Bedeutung von „Idee“ bei Platon und später bei Kant — alles zusammen, „was man unter Einbildung, Vorstellung, Begriff oder womit sonst der Geist beim Denken sich beschäftigen mag, versteht“. Seine Kritik richtet sich vor allem gegen die Behauptung, daß diese „Ideen“ allen Menschen gemeinsam seien. Selbst wenn sie es wären, so würde darin übrigens noch kein Beweis für ihr Angeborensein liegen, wenn sich auf irgendwelche andere Weise zeigen ließe, wie die Menschen zu einer allgemeinen Übereinstimmung in Sachen, worüber sie einer Meinung sind, kommen mögen. Aber sie sind es nicht. Den Sätzen: „was ist, das ist“

und „kein Ding kann zugleich sein und nicht sein“ wird keineswegs allgemein zugestimmt. Kinder, Idioten, Wilde haben davon nicht den geringsten Begriff oder Gedanken. Sie können also dem Geiste nicht von Natur eingeprägt sein. Man kann auch nicht sagen, sie würden diese ihnen eingepprägten Wahrheiten, die sie zunächst nicht bemerken, später einsehen und ihnen beipflichten, sobald sie zum Gebrauch ihrer Vernunft kommen. Denn ist diese Zustimmung das Kennzeichen ihres Angeborensseins, dann müßten ja alle Wahrheiten, wofür die Vernunft unsere Zustimmung gewinnt, dem Geiste von Natur eingeprägt sein. Noch augenscheinlicher ist es, daß die moralischen Grundsätze nicht angeboren sind. Was hier als gut gilt, gilt dort als böse und umgekehrt. Die Grundsätze der Treue und Gerechtigkeit werden von solchen nicht anerkannt, welche von Raub und Betrug leben. Kinder werden ausgesetzt, Alte getötet, die Feinde gemordet ohne irgendwelches Bewußtsein der Übertretung eines angeborenen Gesetzes. Auch die Idee Gottes ist nicht angeboren, da ganze Nationen entdeckt wurden, bei denen sich keine Kenntnis eines Gottes, keine Religion finden ließ. Da also nichts übrig bleibt, was der Seele angeboren wäre, so ist sie einem weißen Blatt Papier, einer »tabula rasa« zu vergleichen, das frei ist von irgendwelchen Schriftzügen, ohne alle Ideen. Erst durch die Erfahrung wird sie beschrieben. Durch den Kanal der Sinne geht alles, was Inhalt der Seele wird, und es gilt der Satz: „Nichts ist im Verstande, was nicht vorher in den Sinnen war“. (Nihil est in intellectu quod non fuerit in sensu.)

Zieht man aus diesem Standpunkt die äußersten Konsequenzen, so wäre zuletzt auch der Charakter, wie alle Fähigkeiten des Menschen und aller Inhalt seines Geisteslebens aus der Erfahrung abzuleiten und als etwas Erworbenes zu erklären. Die praktisch wichtige Folgerung daraus wäre die Allmacht der Erziehung. Gelänge es ihr, die Erziehung eines Menschen völlig zu überwachen und ihn zweckentsprechend zu beeinflussen, so könnte sie aus jedem alles machen. Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche dieser Anschauung nahe standen. Am weitesten gingen die unter dem Einfluß der englischen Erziehungphilosophie stehenden französischen Materialisten. In einem Kapitel seines Buches *de l'esprit* (1758)²⁶ beschäftigt sich der französische Helvetius mit der Frage, wie es möglich ist, die Art des Studiums zu entdecken, zu welcher einer am meisten geeignet ist. Um sein Talent kennen zu lernen, muß man einerseits prüfen,

mit welcher Art von Gegenständen der Zufall und die Erziehung das Gedächtnis belastet haben, und andererseits welches Maß von Leidenschaft für den Ruhm vorhanden ist. Kein Mensch ist ganz ohne Kenntnisse. Je nachdem er nun in seinem Gedächtnis mehr Tatsachen der Physik oder der Geschichte, mehr Bilder oder Gefühle aufgespeichert hat, desto mehr Fähigkeit wird er zur Physik, zur Politik oder zur Poesie haben. Der Geist ist daher nichts anderes als eine Ansammlung von Ideen und neuen Kombinationen. Der Stoff aber, den Zufall und Erziehung unserm Gedächtnis zugeführt haben, bleibt tot und ohne Wirkung bis zu dem Augenblick, wo die Leidenschaften ihn in Gärung versetzen. Dann ruft er eine neue Ansammlung von Ideen, Bildern oder Gefühlen hervor, denen man den Namen des Genies, des „Geistes“ (esprit, ins Deutsche nicht übersehbar), des Talentes gibt. Die Kunst der Erziehung besteht also neben der körperlichen Kräftigung und Stärkung in nichts anderem, als in der richtigen Wahl der Gegenstände, welche man dem Gedächtnis zuführt, und in der Leichtigkeit, mit welcher man starke Leidenschaften hervorruft. Es liegt daher in der Hand der Erziehung, geniale Menschen hervorzubringen, und es ist die Aufgabe des Staates, durch eine zweckmäßige Regelung der Erziehung die Zahl der großen Talente zu vermehren.

Diese radikale Form des Empirismus ist besonders lehrreich; denn sie zeigt uns zugleich die Grenzen aller dieser Versuche, das Angeborene aus der Erklärung des menschlichen Seelenlebens möglichst auszuschalten. Natürlich muß auch Helvetius irgend etwas Angeborenes annehmen. Er tut es auch ausdrücklich. Zwei „passive“ Fähigkeiten sollen wir „in uns haben“: das physische Empfindungsvermögen, d. h. die Fähigkeit, die verschiedenen Eindrücke in uns aufzunehmen, welche die äußeren Objekte auf uns machen, und das Gedächtnis, d. h. die Fähigkeit, diese Eindrücke aufzubewahren, übrigens im Grunde nichts anderes als eine Fortsetzung der Empfindung, wenn auch in abgeschwächter Form. Dazu kommt die Fähigkeit, Leidenschaften zu haben, vor allem die Liebe zum Ruhm, deren Steigerung zur genialen Betätigung führt.

Aber sind diese Anlagen als ganz allgemeine Fähigkeiten ohne bestimmte Richtung denkbar, die etwa bei allen Menschen gleich wären? und wenn nicht, wenn sie wie alle menschlichen Eigenschaften individuell bestimmt sind, müssen wir dann nicht von einer angeborenen Eigenart, einem angeborenen „Charakter“

im weitesten Sinne des Wortes reden, der die künftige Entwicklung in viel weitergehender Weise als Helvetius will, vorausbestimmt, und das Genie schon durch die angeborene Mitgift der Natur vor anderen auszeichnet?

Auch Locke, der scharfsinnige Bekämpfer der angeborenen Ideen, entgeht dieser Folgerung nicht. Das weiße Blatt Papier, mit welchem die Seele verglichen wird, ist ja doch selbst kein Nichts, ist vielmehr von einer bestimmten Art und ist fähig, Schriftzüge aufzunehmen. Daher redet Locke auch von den „Kräften unseres Geistes“, von den „Fähigkeiten und Mitteln“, mit denen Gott den Menschen ausgestattet hat, „um ihrer Anwendung entsprechend Wahrheiten zu entdecken, anzunehmen und zu bewahren“. Und der große Gegner Lockes, Leibniz, hält ihm in seinen „neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand“ (verfaßt 1704, erschienen 1765), einem der inhaltsreichsten Werke der philosophischen Literatur überhaupt, mit Recht entgegen, jene »tabula rasa«, von der man so viel spreche, sei nichts als ein Phantasiegebilde, das in der Natur nicht vorkomme und nur in den unvollständigen Begriffen der Philosophen begründet sei. Man werde vielleicht entgegnen, diese tabula rasa der Philosophie wolle sagen, daß die Seele von Natur und ursprünglich nur „nackte Vermögen“ habe. Aber die „Vermögen“ ohne irgend eine Handlung, mit einem Worte, die bloßen Möglichkeiten der Schule seien auch nur Fabeln, von denen die Natur nichts weiß und die man nur durch Abstraktionen erhält. Es gebe immer eine besondere Anlage zur Handlung, und zwar zu einer Handlung mehr als zu einer anderen. Wenn also von den Philosophen der Grundsatz aufgestellt werde, daß in der Seele nichts sei, das nicht von den Sinnen kommt, so müsse man die Seele selbst und ihre Zustände davon ausnehmen. Man müsse also hinzufügen: den Verstand selbst ausgenommen (excipe: nisi ipse intellectus). Und Leibniz ergänzt diese Betrachtung selbst durch den Begriff, welcher des Rätsels Lösung vollends enthält, und durch welchen er der Psychologie der neuesten Zeit als moderner Denker bereits die Bahn weist: den Begriff des Unbewußten. Bewußt allerdings sind die Eigenschaften und Zustände der Seele, die wir in uns beobachten können, nicht von Geburt an vorhanden. Aber als keimartige Anlage, die zunächst dem Reiche des Unbewußten angehört, bestimmen sie die Reihenfolge der Zustände, in welcher die Entwicklung des Individuums sich vollzieht und das vorher Unbewußte bewußt wird.

So zeigt uns Leibniz in der lehrreichsten Weise die Unhaltbarkeit eines radikalen Empirismus, der glaubt, alles aus der Erfahrung ableiten zu können. Um eine einfache Leugnung des Angeborenen kann es sich, wie wir sahen, auch auf dem Gebiete des Geisteslebens überhaupt nicht handeln. Die Frage ist vielmehr nur, wie weit die Voraussetzung angeborener Fähigkeiten und Eigenschaften auszudehnen ist und was wir im einzelnen darunter zu verstehen haben.

Ebenso ist aber auch ein extremer Nativismus abzuweisen, der glaubt, mit der Annahme angeborener Vermögen oder gar Organe die seelischen Vorgänge ausreichend erklärt zu haben. Damit ist so wenig etwas erklärt, als wenn ich dem Schlafmittel eine „Kraft“, den Schlaf hervorzurufen, zuschreibe. Ein hervorragendes Beispiel hierfür ist auf geistigem Gebiete das „Gewissen“, das als angeborenes Vermögen sogar zum „religiösen Organ des menschlichen Geistes“ und damit zur Quelle der Religion und der Dogmatik gemacht wurde.

Als Grundsatz muß vielmehr festgehalten werden, daß der Kreis dessen, was als angeboren vorausgesetzt und damit der sonstigen Erklärung entzogen wird, soweit als irgend möglich einzuschränken ist. Ferner darf nicht außer acht gelassen werden, daß die Anlagen als solche noch nichts bedeuten, daß sie vielmehr erst Wert erhalten durch die Entwicklung, welche nicht bloß von ihnen selbst, sondern auch von den Bedingungen der Umgebung abhängig ist. Damit ist von selbst gegeben, daß für das, was sich daraus entwickelt, mindestens ein gewisser Spielraum besteht. Aus derselben Anlage kann Verschiedenes werden je nach den Entwicklungsbedingungen, wenn es auch nur geringe Unterschiede derselben Art von Individuen sind.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß es jedenfalls Eigenschaften, Fertigkeiten, Zustände gibt, die in der Anlage nicht vorgebildet, die also nicht als angeboren, sondern als erworben zu betrachten sind.

Es gibt also ein Angeborenes und es gibt ein Erworbenes im Geistesleben des Menschen. Die Frage ist nicht die ihrer Existenz, sondern ihrer genaueren Feststellung und Abgrenzung. Wir werden daher auch bei der Frage nach der Entstehung des Charakters diesen Unterschied in erster Linie zu berücksichtigen haben. Wir beschäftigen uns zunächst mit dem angeborenen, sodann mit dem erworbenen Charakter und endlich mit dem Verhältnis beider.

II. Der angeborene Charakter.

In einer Zeit, in welcher die Literatur, die Erziehungslehre, die Rechtspflege, die Medizin sich mit Vorliebe mit den Einflüssen der Anlage, der Vererbung, der „angeborenen Disposition“ beschäftigen, ist es kaum nötig, auf die große Bedeutung des angeborenen Charakters noch besonders hinzuweisen. Von verschiedenen Seiten her hat man mehr und mehr die Abhängigkeit des Individuums von denjenigen Bedingungen erkannt, die in seiner ursprünglichen Anlage liegen.

Mit diesem steigenden Interesse hat aber keineswegs der Gang der Wissenschaft gleichen Schritt gehalten. Das Dunkel, das über den Problemen der Anlage und Vererbung liegt, hat sich nur wenig gelichtet.

Und doch ist der Gegenstand so wichtig und der Einfluß dieser oder jener Auffassung der Anlagen und damit des angeborenen Charakters auf eine ganze Reihe unabweisbarer Fragen des modernen Lebens so groß, daß trotz aller Schwierigkeiten der Versuch gemacht werden muß, mit Hilfe der bisher gewonnenen Ergebnisse in dieses dunkle Gebiet einen Einblick zu gewinnen.

1. Die Stufenordnung der Anlagen.

Ehe wir jedoch versuchen, die einzelnen Anlagen zu schildern, welche als Bestandteile der angeborenen geistigen Eigenart zu betrachten wären, haben wir eine Bemerkung über den Zeitpunkt voranzuschicken, auf welchen die einzelne Anlage sich bezieht, und durch welchen zugleich ihr Verhältnis zum „Angeborenen“ bestimmt wird.

Haben wir bis jetzt die „Anlagen“ als mit dem „Angeborenen“ zusammenfallend behandelt, so trifft dies bei näherer Überlegung nicht ohne weiteres zu. Das „Angeborene“ müssen wir strenggenommen auf den Augenblick der Geburt beziehen, als den Moment, in welchem das Individuum infolge der Loslösung von dem mütterlichen Organismus in Wechselwirkung mit der Außenwelt tritt. „Anlagen“ gibt es aber schon vorher. Zwischen dem Zeitpunkt der Geburt und der Empfängnis liegt die Periode der Reifung des befruchteten Eies, des embryonalen Lebens. Sind die Ursachen zur Entstehung einer Anlage schon im befruchteten Ei vorhanden, dann allerdings tritt bei der Geburt als angeborene Eigenart nur hervor, was schon von Anfang an im Embryo vorhanden war. In diesem Fall ist die Anlage

durch Vererbung entstanden. Es ist aber ganz wohl möglich, daß bei der Geburt Anlagen vorhanden sind, welche nicht auf Vererbung zurückzuführen sind. Der Zustand der beiden Keime zur Zeit der Zeugung und der Zustand des mütterlichen Organismus während der Entwicklung des Embryos ist für diesen keineswegs gleichgültig. Mancherlei Einflüsse können daher auf das befruchtete Ei und auf die reifende Frucht einwirken und neue Anlagen begründen. Insbesondere können erworbene Krankheiten der Eltern, Tuberkulose, Syphilis, hauptsächlich aber Alkoholismus, auch Bleivergiftung eine unheilvolle Wirkung äußern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dadurch die angeborene Eigenart beeinflusst werden kann, und die neuere Medizin und Hygiene hat mehr und mehr auf die große Verantwortlichkeit hingewiesen, welche mit dieser Möglichkeit den Eltern auferlegt ist.

Es gibt also Fälle, in denen wir von erworbenen Anlagen reden müssen, deren Entstehung vor den Zeitpunkt der Geburt fällt. Immerhin sind sie als Ausnahmen anzusehen. Wir können sie daher für eine Gesamtbetrachtung des angeborenen Charakters außer Berücksichtigung lassen.

Dürfen wir aber dann wenigstens unter diesem Vorbehalt die Anlagen und das „Angeborene“ miteinander gleichsetzen? Keineswegs. Wie Anlagen vor der Geburt entstehen können, so gibt es in gewissem Sinne auch eine Entstehung von Anlagen nach derselben. Diese Tatsache ist von weit größerer Bedeutung als die vorhergenannte. Nur vereinzelte Anlagen treten unmittelbar nach der Geburt oder so frühe nach derselben hervor, daß sie im eigentlichen Sinne als angeboren gelten können. Andere treten erst in späteren Wachstumsabschnitten des Individuums, z. B. nach den ersten Kindheitsjahren oder nach dem Eintritt der Geschlechtsreife auf. Im Gebiete des körperlichen Lebens ist eines der einfachsten Beispiele hierfür das Auftreten der Barthaare, die zweifellos erbliche Besonderheiten zeigen, also Anlagen sind und doch gewiß nicht als „angeboren“ im eigentlichen Sinne des Wortes zu bezeichnen sind.

Dieselbe Erscheinung beobachten wir aber auch auf dem Gebiete der geistigen Anlagen. Wir sprechen von einer Verstandesanlage, einer Phantasieanlage, einer „Charakter“anlage des Menschen. Aber die Fähigkeit zu denken, die Betätigung der Phantasie und des Charakters tritt erst geraume Zeit nach der Geburt auf. Die Fähigkeit zu Tastempfindungen, Lichtempfindungen,

Bewegungen hat das Kind schon unmittelbar nach der Geburt, aber erst im allmählichen Zusammenwirken dieser mit anderen Anlagen entsteht die Fähigkeit einer Verbindung der einzelnen Eindrücke zu Einheiten im Denken und die Verdichtung der Willensäußerungen zu bestimmten Willenseigenschaften im „Charakter“. Und doch führen wir mit Recht mindestens gewisse Grundzüge dieser Fähigkeiten auf Anlagen zurück. Da diesen später auftretenden Anlagen nicht bloß dieses zeitliche Nachher gemeinsam ist, sondern auch der Umstand, daß sie die Entfaltung anderer elementarer Anlagen voraussetzen, um hervorzutreten, so können wir sie als sekundäre Anlagen bezeichnen im Gegensatz zu den primären, welche überhaupt nur eines Reizes bedürfen, um sich zu betätigen. „Primäre“ Anlage wäre also z. B. die Fähigkeit, die Berührung eines anderen Körpers zu empfinden, „sekundäre“ Anlage wäre die Fähigkeit, den Körper als Körper wahrzunehmen und als Gegenstand von anderen Gegenständen zu unterscheiden. Daß die letztere trotz ihres sekundären Charakters doch immer noch vom bloß Erworbenen sich unterscheidet, wird uns später deutlich werden. Angeboren im strengen Sinne sind allerdings nur die „primären“ Anlagen. Als „angeboren“ im weiteren Sinne können wir aber auch die sekundären Anlagen bezeichnen, da die Organisation, welche dem Individuum bei der Geburt eigen ist, sie unter normalen Bedingungen mit Notwendigkeit hervortreten läßt.

Jedenfalls kann uns dieser Begriff der „sekundären Anlagen“ dazu dienen, manche Schwierigkeiten zu überwinden, die im Problem des Angeborenen überhaupt, wie des angeborenen Charakters liegen. Wie wir hervorragende Talente auf irgendeinem Gebiete des Geisteslebens, z. B. für Musik, Malerei, Mathematik, als etwas Angeborenes bezeichnen, so auch gewisse Grundzüge der individuellen Eigenart der Persönlichkeit überhaupt und ebenso gewisse Besonderheiten der Willenseigenschaften, des Charakters. In allen diesen Fällen haben wir es aber mit Erscheinungen von sehr zusammengesetzter und verwickelter Natur zu tun, die erst auf einer bestimmten Stufe menschlichen Wachstums hervortreten können. Sollten sie trotzdem angeboren sein? Wir werden dieser Schwierigkeit gerecht, indem wir sie als sekundäre Anlagen betrachten, welche auf primären beruhen. Sie sind jedoch keineswegs etwa nur die Summe dieser elementaren Anlagen. In ihrem Hervortreten gestaltet sich vielmehr ein Neues von selbständiger Art, in welchem die elementaren

Anlagen zwar als Bestandteile enthalten, aber zu einer neuen Einheit verbunden sind, die nun selbst mit der Kraft einer Anlage in die Wechselwirkung mit der Innenwelt und Umwelt eintritt. Da diese Entfaltung der Anlagen von den einfachen zu verwickelteren und immer verwickelteren Formen strebt, so daß das Hervortreten der niederen Anlagen immer die Vorbedingung für das Hervortreten der höheren bildet, so können wir auch die primären Anlagen als Anlagen niederster Ordnung, die sekundären als Anlagen zweiter, dritter und höherer Ordnungen bezeichnen.

Eine individuelle Anlage höchster Ordnung ist die angeborene Eigenart der Persönlichkeit überhaupt, welche die Gesamtheit der individuellen Anlagen niederer Ordnungen umfaßt und deren wichtigsten Bestandteil die Charakteranlage als Inbegriff von Willenseigenschaften bildet.

Einer Schilderung der verschiedenen Seiten des angeborenen Charakters würde nun eigentlich die Aufgabe zufallen, die betreffenden Anlagen nach diesem Gesichtspunkte niederer und höherer Stufen zu ordnen. Dazu sind wir aber bei der gegenwärtigen Lage der Wissenschaft völlig außerstande. Wir können an einzelnen Punkten versuchen, die einfacheren Anlagen anzugeben, aus denen sich die höhere zusammensetzt, müssen uns aber im ganzen damit begnügen, eine ungefähre Übersicht über die verschiedenen Bestandteile derselben²⁸⁾ zu gewinnen.

2. Die einzelnen Anlagen.

Wollten wir von der angeborenen Eigenart überhaupt reden, so hätten wir auch die sämtlichen Seiten der körperlichen Anlage mit in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen. Dies wäre nur möglich mit Hilfe ausführlicher Entlehnungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Immerhin heben wir einige Grundzüge der körperlichen Anlage hervor, teils solche, welche für den angeborenen Charakter besonders bedeutsam sind, teils solche, die als Beispiele der weitgehenden individuellen Verschiedenheit der Anlage überhaupt dienen können.

Schon beim Kinde ist die Bedeutung der körperlichen Veranlagung für die Gesamtpersönlichkeit desselben wahrzunehmen. Von den daraus entstehenden Typen hat Adolf Matthias²⁹⁾ eine anschauliche Schilderung gegeben. Unterscheiden wir zu diesem Zweck drei Systeme der körperlichen Lebens-

betätigung: das vegetative System, zu welchem Stoffwechsel, Blutbildung, Ernährung u. a. gehört, das Muskelsystem, welches die willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen, die Ausdrucksbewegungen des Gesichts und des Körpers ermöglicht, und das Nervensystem, welches die Sinnesempfindungen und ihre Beantwortung durch Bewegungen vermittelt und dem ganzen höheren Geistesleben als Grundlage dient, so können wir zunächst sagen: sind alle drei Systeme gleichmäßig in Ordnung, so haben wir den Durchschnitt vor uns, der keine auffallenden Besonderheiten der Anlage aufweist. Anders, wenn alle drei Systeme weit unter dem Durchschnitt zurückbleiben und bedeutendere Mängel aufweisen. Dies ist der Fall bei der Anlage des blödsinnigen Kindes, bei dem es zu keiner normalen körperlichen Lebensbetätigung kommt. Etwas höher steht das stumpfsinnige Kind. „Vegetativ, fleischlich, wenn man so sagen darf, gedeiht dieses Wesen ganz gut; aber Muskeln und Nerven sind gewissermaßen eingeklemt in die fürchterliche Enge und Menge des Fleisches. Den spottlustigen Athenern galten die wohlhabenden landbauenden Bewohner der mittelgriechischen Landschaft Böotien als gefräßig und stumpfsinnig: ‚böotische Sau‘ war der Kose-name für jene Bauern wegen ihres Mangels an geistigen und ihrer Fülle an körperlichen und vegetativen Interessen. Korpulente Böotier könnte man deshalb so beanlagte Kinder nennen. Ihr Fundort ist besonders da, wo Vater und Mutter, mit ähnlichen Anlagen behaftet, arg prassen und schlemmen.“ Bei guter Entwicklung der vegetativen Seite ohne Schädigung des Muskel- und Nervensystems ist es nicht mehr Stumpfsinn, den wir vor uns haben, sondern der „Sinn behaglicher Selbstzufriedenheit“, der „kleine dicke Kerl, aus dem der Geist vergnüglich in die Welt lugt“, der „vegetative Optimist“, der die Freuden des kindlichen Daseins mit einer gewissen Selbstverständlichkeit genießt, aber körperliche oder gar geistige Anstrengung nicht sonderlich liebt. Den Gegensatz dazu bildet das in der körperlichen Entwicklung zurückbleibende Kind, dem das richtige Gedeihen und Wachsen fehlt, „blutarme bleichsüchtige Wesen mit gepreßter Stimmung, mit Lern- und Arbeitsmüdigkeit, mit Spielunlust und Lebensmüdigkeit“. Überwiegt aber das Muskelsystem, so machen sich früh brutale Kraftentfaltung, Zerstörungslust, Starrsinn geltend. Weist das Nervensystem gesteigerte Anlage auf, während das vegetative System ausreichend, das Muskelsystem meist unter dem Durchschnitt ist, so haben wir eine körperliche Veranlagung, die

meist mit der Neigung zu Kunst und Wissenschaft, mit der Vorliebe für ein beschauliches, dem Lärm der Gasse entzogenes Leben verbunden ist. Weist das Nervensystem eine krankhafte Veranlagung auf, so tritt der Typus der „nervösen Belastung“ hervor, entweder als nervenschwache Reizbarkeit oder als nervenschwache Stumpfsheit. In beiden Fällen besteht ein auffallendes Mißverhältnis zwischen den Reizen der Außenwelt und der Art, wie das Individuum darauf antwortet. Im ersteren Fall ist es ein Zuviel. „Verstimmte Schlassheit, weinerliches Wesen, Empfindelei, Eitelkeit, Krankheitseinbildungen, auch Selbstmordgedanken quälen solche Wesen, und noch mehr ihre ganze Umgebung.“ Werden diese Kinder groß, so bevölkern sie das Kontingent hysterischer Weiber und „quatschender“ Männer. Im zweiten Fall ist es ein Zuwenig. So Veranlagte bleiben gleichgültig, wo andere freudig erregt oder schmerzlich bewegt sind; es scheint ihnen fast völlig die empfängliche Frische des Gefühlslebens zu fehlen, welche dem Kindesalter eigen ist.

Zeigen uns solche „Typen“ die Bedeutung der körperlichen Anlage für die geistige Eigenart, so ist uns bei dem engen Zusammenhang des seelischen und des körperlichen Lebens die außerordentliche Verschiedenheit der körperlichen Anlagen zugleich ein Hinweis auf eine mindestens ebensoweit gehende Besonderung der geistigen Anlagen.

Das Sondergepräge der angeborenen Eigenart kündigt sich als solches schon darin an, daß selbst im Äußerlichsten, in dem bloßen Verhältnis der Körpermaße kein Mensch dem andern völlig gleicht. Die Kriminalistik hat sich längst dieser Tatsache bemächtigt und auf Grund derselben eine sehr genaue Methode der anthropometrischen Messungen zur Wiedererkennung rückfälliger Verbrecher ausgebildet. Nach dem für diesen Zweck sorgfältig ausgedachten System des Franzosen Alphonse Bertillon werden an der betreffenden Person Körpergröße, Spannweite, Sitzhöhe, Länge und Breite des Kopfes, Länge und Breite des rechten Ohres, Größe des linken Fußes, des Mittelfingers, des kleinen Fingers, des Vorderarmes und zuletzt auch die Farbe der Regenbogenhaut des Auges genau festgestellt. Da die Wiedererkennung als unbedingt sicher gilt und zugleich auf die Tatsache sich stützt, daß das menschliche Knochengerüst vom 20. Lebensjahre an, nachdem es seine volle Entwicklung erreicht hat, sich fast gar nicht mehr verändert, so ist auch hier die Beziehung zur individuellen Anlage ganz deutlich.

Auch die neueste Methode der exakten Wiedererkennung, das System der Fingerabdrücke, das in der europäischen Kriminalistik die Methode der Körpermessung allmählich zu verdrängen scheint und in der englischen Justizverwaltung fast ausschließlich ihre Stelle eingenommen hat, bietet als auffallendes äußeres Zeugnis der individuellen Verschiedenheit der Anlage, die im angeborenen Charakter ihren Höhepunkt erreicht, ein gewisses Interesse. Von der Tatsache aus, daß der Verlauf der feinen Linien an den Fingerspitzen, der Papillarlinien bei jedem Menschen von allen andern verschieden ist, hat man eine Lehre der „Daktyloskopie“ entwickelt, welche es ermöglicht, aus den Fingerabdrücken die Identität mit Sicherheit festzustellen. Die Fingerabdruckregistrierung hat sich übrigens als eine alte Sitte erwiesen, die aus Asien zu stammen scheint. Auf uralten japanischen Dokumenten findet sich statt des sonst üblichen Staatsiegels der Fingerabdruck des Mikado, und in China wurde den Reisepässen der Daumenabdruck des Inhabers beigelegt. Ebenso wurden Urkunden über Verträge, Grundstücks- und Landverkäufe mit dem Fingerabdruck versehen. Auch in Indien war das Verfahren schon bekannt, ehe die Engländer sich dort festsetzten. So führte schon in alter Zeit das Bedürfnis praktischen Lebens auf die Verwertung individueller Verschiedenheiten, über deren letzte Grundlagen sich die Wissenschaft heute noch nicht im klaren ist.

In nächster Beziehung zu den körperlichen Anlagen stehen diejenigen angeborenen Eigenschaften, von denen gewisse allgemeine Grundzüge der geistigen Leistungsfähigkeit überhaupt abhängig sind. Die individuellen Unterschiede auf diesem Gebiet sind besonders von Emil Kräpelin⁸⁰⁾ und seiner Schule untersucht worden. Kräpelin geht davon aus, daß nicht der mehr oder weniger zufällige Inhalt der Erfahrungen für die Gestaltung der geistigen Persönlichkeit das Maßgebende ist, sondern „die ganze Art und Weise, wie er die Lebensreize in sich verarbeitet“, und er sucht daher durch genaue Ermittlung der verschiedenen Seiten der geistigen Leistungsfähigkeit eines Individuums dessen „persönliche Grundeigenschaften“ festzustellen. Da alle diese Eigenschaften dauernd die Auffassung und Verarbeitung äußerer und innerer Eindrücke beeinflussen, so gewinnen sie für die gesamte geistige Entwicklung grundlegende Bedeutung.

Die geistige Leistungsfähigkeit selbst, deren Feststellung die Grundlage aller dieser Untersuchungen bilden soll, wird durch die Geschwindigkeit gemessen, mit welcher sich die verschiedensten

einfachen geistigen Vorzüge abspielen. Es kommen dabei drei Hauptrichtungen der geistigen Leistungsfähigkeit in Betracht, die Auffassung von Sinnesreizen, die Verbindung von Vorstellungen und die Auslösung von Willensbewegungen.

Man hat diese Ablaufgeschwindigkeit des geistigen Lebens, die zweifellos vorwiegend in der Anlage begründet ist und damit ein bezeichnendes Merkmal des „angeborenen Charakters“ ausmacht, auch als das „psychische Tempo“ bezeichnet. E. W. Stern³¹⁾ schlug für die Erforschung desselben eine besondere einfache Methode vor. Er nimmt an, daß es für jeden in der Zeit abrollenden seelischen Vorgang eine bestimmte Geschwindigkeit des Verlaufs gibt, die das Subjekt einerseits gegenüber allen anderen Geschwindigkeiten als natürlich und sympathisch empfindet, anderseits ganz von selbst, gleichsam instinktiv da zur Anwendung bringt, wo es nach eigenem Ermessen den seelischen Prozeß vollziehen kann. Beim Anhören einer Melodie oder Rede z. B. vermag jeder Hörer sofort zu beurteilen, ob ihm das Tempo des Gehörseindrucks zusagt, bei willkürlichen Bewegungen, wie Sprechen, Laufen, Spielen eines Musikstücks usw. wählen wir aus eigenem Antrieb eine uns natürliche Geschwindigkeit; und ebenso hat das Denken sein Tempo. Um nun dieses psychische Tempo bei jedem Individuum auf einfache Weise festzustellen, schlägt Stern das Klopfen eines dreiteiligen Rhythmus vor. „Das Experiment ist so einfach wie möglich. Man ersucht den Prüfling, mit einem Bleistift oder dgl. auf den Tisch oder auf ein Brett fortgesetzt einen Dreitakt — — —, — — — in einer ihm behagenden Weise zu klopfen. Fragt er etwa, ob er schnell oder langsam, stark oder schwach klopfen solle, so muß die immer zu wiederholende Antwort lauten: „ganz wie es Ihnen gefällt“. Auf Grund von Orientierungsversuchen, die ich nach dieser Richtung anstellte, ist es mir sehr wahrscheinlich geworden, daß jeder Mensch instande sei, nach kurzem Herumtasten, manchmal sogar ohne solches, ein ihm sympathisches Klopftempo zu finden. Der Experimentator hat dann nur mit Hilfe einer Fünftelsekundenuhr oder auch einer gewöhnlichen Taschenuhr festzustellen, wie viel ganze Takte in einer viertel oder halben Minute geklopft werden, und der einzelne Versuch ist beendet.“ Die Experimente müssen allerdings an verschiedenen Tagen und zu verschiedenen Tageszeiten angestellt werden, um gegenüber den wechselnden Einflüssen der Stimmung, der Ermüdung usw. einen Durchschnittswert zu erhalten.

Wenn nun auch diese Klopfmethode von ihrem Urheber etwas überschätzt und dabei zu wenig berücksichtigt wird, daß das Gefühl für den Rhythmus selbst eine verschiedenartige Anlage darstellt, deren Äußerung nicht ohne weiteres mit einer bestimmten Ablaufsgeschwindigkeit des seelischen Lebens zusammenfällt, so muß doch zugegeben werden, daß mit diesem Verfahren, das zugleich als hübsches Beispiel für eine experimentelle Erforschung der Anlagen überhaupt dienen mag, eine wichtige Seite der angeborenen Eigenart getroffen wird. Die Beobachtung bestätigt es, daß die Schnelligkeit oder Langsamkeit des Sprechens, des Gehens, der Körperbewegung überhaupt, und vollends des Ablaufes der Denkvorgänge, der Gefühlserregungen, der Willensentschlüsse, überaus charakteristisch für das ganze Wesen eines Individuums ist.

Unter den übrigen „persönlichen Grundeigenschaften“, welche durch Kräpelin und seine Schule experimentell untersucht worden sind, sei noch erwähnt: die Übungsfähigkeit, die Übungsfestigkeit, die sich auf die Erfahrung gründet, daß sich der gleiche Grad erworbener Übung bei dem Einen rascher, bei dem Anderen langsamer verliert, die Ermüdbarkeit, die aus der Abnahme der Leistungsfähigkeit bei länger fortgesetzter Arbeit bestimmt wird, die Erholungsfähigkeit, die sich messen läßt, indem der Stand der Leistungsfähigkeit festgestellt wird, wie er sich nach Abfluß einer bestimmten Zeit seit einem Ermüdungsversuche ergibt, und endlich die Schlaftiefe und ihre verschiedene Verteilung, deren individuelle Unterschiede zu gewissen Eigentümlichkeiten der geistigen Leistungsfähigkeit in engerer Beziehung zu stehen scheinen, als man auf den ersten Anblick vermuten möchte. Bei den interessanten Versuchen, welche darüber Michelson³²⁾ anstellte, wurden als Maßstab der Tiefe des Schlafes Schallreize angewendet, Messingfugeln, die aus verschiedener Höhe auf ein Schallbrett fielen und durch die Schallstärke, welche nötig war, um den Schläfer eben aufzuwecken, ein Maß für die Tiefe des Schlafes lieferten. Es ergaben sich hauptsächlich zwei Möglichkeiten des Verlaufes der Schlaftiefe. Bei dem einen steigt sie rasch an, erreicht nach etwa $\frac{3}{4}$ Schlafstunden ihren Höhepunkt, verharrt kurze Zeit, vielleicht $\frac{1}{2}$ Stunde auf diesem, um dann ebenso schnell abzufallen und gegen Morgen hin bis auf einen ganz geringen Betrag zu sinken. Bei den andern nimmt die Schlaftiefe nur langsam zu und ebenso langsam ab, bleibt daher auch bis zum Ende größer als im vorigen Falle.

Diese Gegensätze werden nun zu bestimmten Typen geistiger Leistungsfähigkeit in Beziehung gebracht, wie sie uns im täglichen Leben begegnen. Personen, welche morgens am leistungsfähigsten sind, stehen solche gegenüber, deren Befähigung zu geistigen Leistungen abends eine besonders gute ist. Zwischen beiden sind offenbar zahlreiche Übergänge anzunehmen. Die geistige Leistungsfähigkeit scheint danach mit dem Wechsel der Tageszeiten gewissen regelmäßigen Schwankungen unterworfen zu sein, welche sich bei verschiedenen Personen verschieden verhalten; und dieses Verhalten ist nach Kräpelin nur zum Teil auf Erziehung und Gewöhnung zurückzuführen, vielmehr vorzugsweise als Ausdruck einer Anlage zu betrachten. Er nimmt auch an, daß die erstgenannte Klasse, mit „Morgendispositionen“ und schneller Zu- und Abnahme der Schlaf tiefe, die kurz auch als „A-Menschen“ bezeichnet werden, den normaleren Typus darstellen, während unter den letzteren, den „B-Menschen“ mit „Abendisposition“ und langsam zu- und abnehmender und bis zum Ende größer bleibender Schlaf tiefe im allgemeinen sich mehr Personen mit nervöser Veranlagung finden. Eine gewisse Bestätigung dafür hat man auch darin gesehen, daß sich bei Neurasthenikern und Melancholikern häufig eine Verschlimmerung ihres Zustandes am Morgen und ein Nachlaß der Krankheitsercheinungen gegen Abend feststellen läßt.

Gehen wir nun zu den Anlagen für einzelne Fähigkeiten über, so ziehen zunächst die Unterschiede der Sinnesempfindungen unsere Aufmerksamkeit auf sich. Daß es hier bedeutende Unterschiede in der Schärfe und Genauigkeit der Wahrnehmung gibt, ist eine bekannte Tatsache, deren Zusammenhang mit der Anlage uns am deutlichsten bei dem Vergleich des Kulturvolkes mit dem Naturvolk entgegentritt. Wenn Darwin bemerkte, daß die Feuerländer, als sie an Bord seines Schiffes kamen, entfernte Gegenstände weit schärfer erkennen konnten, als trotz ihrer langen Übung die englischen Matrosen, so hat er daraus mit Recht auf eine besondere Anlage des Gesichtsinnes geschlossen. Der große Prozentsatz von Kurzsichtigen, der sich bei Kulturvölkern findet, wird mit Recht zum großen Teil auf Anlage zurückgeführt. Andere Sinne, wie der Geruchssinn, teilweise auch der Geschmackssinn sind beim Kulturvolk meist schon in der Anlage so geschwächt, daß uns die Feinheit der Geruchsempfindung, mit welcher etwa der Indianer eine Spur verfolgt, völlig unbegreiflich erscheint. Und doch ist an sich dieser verschiedene Feinheitsgrad der Sinnes-

wahrnehmung für die individuellen Unterschiede der Gesamtanlage nicht von erheblicher Bedeutung. Auch abnorme Veranlagung, wie angeborene Farbenblindheit, Ausfall bestimmter Tonempfindungen und ähnliches sind manchmal für die Leistungsfähigkeit von geringem Belang. Kann ja doch selbst der Ausfall mehrerer Sinne bei entsprechender Sorgfalt und Geschicklichkeit durch Übung so ergänzt werden, daß das geistige Leben den Durchschnitt erreicht oder über denselben sich erhebt. Unter diesen sogenannten „dreisinnigen Menschen“ sind besonders Laura Bridgeman und Helen Keller berühmt geworden. Die erstere, taubstumm geboren, erblindete zu Ende ihres zweiten Lebensjahres (so daß für die geistige Entwicklung der Unterschied vom angeborenen Ausfall des Gesichtsinns nur ein geringer ist) und verlor bald darauf infolge einer Eiterung Geruch und Geschmack fast ganz. In der Blindenanstalt zu Massachusetts erzogen, erwarb sie sich nach den Berichten ihrer Lehrer und Besucher eine feine Bildung und die verschiedenartigsten Kenntnisse, in denen sie bei hervorragender Begabung und hoher Wißbegierde rasche Fortschritte machte.³³⁾ Helen Keller besaß allerdings bei der Geburt alle Sinne, verlor aber im Alter von neunzehn Monaten infolge einer schweren Krankheit, in der die Ärzte sie aufgegeben hatten, Sprache, Gehör und Gesicht. Bis zu ihrem siebenten Jahre lebte sie in einem tierähnlichen Zustande. Vermittelt der ihr gebliebenen Sinne, Geruch, Geschmack, Tastsinn sucht sie sich im Verkehr mit den nächsten Angehörigen einigermaßen zurechtzufinden. Mit dem Zeitpunkte jedoch, wo ihre Lehrerin Anne Mansfield Sullivan ihr väterliches Haus betrat, beginnt eine völlige Änderung ihres Wesens. „Wen soll man mehr bewundern, — das taubstumme und blinde Geschöpf, das durch eine Energie, die beispiellos ist, sich zu dem höchsten Wissen durchringt, oder ihre Lehrerin, deren Opfermut, Geduld und Güte Licht in das Dunkel dieses ausgestoßenen Menschen bringt?“ Ihr Hauptverfahren bestand darin, daß sie ihrer Schülerin das Fingeralphabet beibrachte, und als dies gelungen war, ihr unaufhörlich neue Wörter in die Hand buchstabierte, unbekümmert darum, ob die Schülerin sie verstand oder nicht. Helen Keller lernt lesen und schreiben und wird in die verschiedensten Disziplinen der Wissenschaft eingeweiht. Von ihrer Lehrerin auf Schritt und Tritt begleitet, besteht sie glänzend die notwendigen Examina, um die Universität besuchen zu können. Ihren Tastsinn bildet sie bis zu dem Grade aus, daß sie die Schönheit plastischer

Kunstwerke zu ahnen vermag und das rührende Wort spricht: „Ich bin mitunter im Zweifel, ob die Hand nicht empfänglicher für die Schönheiten der Musik ist, als das Auge. Ich sollte meinen, der wunderbare rhythmische Fluß der Linien ließe sich besser fühlen, als sehen!“ Sie lernt mit unermüdlichem Eifer sprechen, und sie schreibt eine umfassende Selbstbiographie³⁴), deren schöne Darstellung und außerordentlicher Inhalt ihr einen großen Leserkreis auf amerikanischem und deutschem Boden verschafft haben.

An diesem merkwürdigen Selbstzeugnis ist besonders bemerkenswert die Art, wie der Ausfall mehrerer Sinne in der geistigen Entwicklung überwunden wird und eine bedeutende geistige Veranlagung trotzdem zur Geltung kommt. Nachdem einmal durch die beispiellose Energie und Opferwilligkeit ihrer Lehrerin Anne Sullivan der Weg zur Seele des Kindes gefunden war, ging es Schritt für Schritt vorwärts, und sie erreicht eine den Durchschnitt bedeutend überragende Entfaltung geistiger Fähigkeiten, die sich unter anderem auch in einer Schönheit der Darstellung zeigt, mit welcher sie ihre eigene Lehrerin bedeutend übertrifft.

Dürfen wir hierin eine Bestätigung dafür sehen, daß eine Unvollkommenheit der Sinnesanlagen an sich für die geistige Entwicklung noch nicht von ausschlaggebender Bedeutung sind, so ist um so wichtiger die Richtung dieser Sinnesanlagen. Beim Kulturmenschen der Neuzeit hat z. B. der wichtigste Sinn, der Gesichtssinn, eine Veränderung erfahren, die sich offenbar schon in der Anlage geltend macht. Da die Kenntnis der Außenwelt und die Zufuhr der geistigen Nahrung hauptsächlich durch die Sprache, durch Hören und Lesen vermittelt wird, so treten an die Stelle der Bilder der Gegenstände vielfach die Bilder der Worte, welche die Gegenstände bezeichnen. Ein flüchtiges Durchlaufen von Druckzeilen muß vielfach die Anschauung der reichen Wirklichkeit ersetzen. Das Auge paßt sich diesem Nahe-sehen kleiner schwarzer, verschieden geformter Flecke auf weißem Untergrunde an, und die durch Generationen fortgesetzte Übung macht schließlich den Sinnesapparat selbst geeignet, an die Stelle der unmittelbar angeschauten Welt die sie unmittelbar vertretenden gelesenen Wörter zu setzen. Der Prozentsatz der Kurzsichtigen, von denen ein ziemlich großer Teil auf angeborene Dispositionen zurückgeführt werden muß, ist daher zugleich ein Zeichen dafür, in welchem Umfang dem geistigen Leben der Gegenwart die sinnliche Anschaulichkeit verloren gegangen ist. Für die angeborene

Eigenart des Einzelnen wird es darum von nicht geringer Bedeutung sein, inwieweit schon in der Anlage in einer gewissen Stumpfheit der Sinnesapparate ein Zustand vorgebildet ist, bei dessen weiterer Ausbildung an die Stelle der Sachvorstellungen immer mehr die Wortvorstellungen treten. Es ist klar, daß hierdurch der bekannte Typus der Büchergelehrsamkeit begünstigt werden kann, die sich nicht mehr in der anschaulichen Wirklichkeit selbst, sondern nur noch in den abgeblaßten Zeichen derselben zurechtfindet und dadurch für die Aufgaben des praktischen Lebens untauglich wird.

Die Bedeutung des Angeborenen tritt aber innerhalb der Sinnesgebiete noch nach einer anderen Richtung hervor, die in der neuesten Psychologie und Pädagogik besonders eingehende Beachtung gefunden hat, die uns aber nur insoweit beschäftigen soll, als sie für den angeborenen Charakter in Betracht kommt. Nachdem schon der englische Psychologe Hartley (1749) verschiedene „Denktypen“ unterschieden hatte, wies zuerst der französische Nervenarzt und Leiter der Salpêtrière in Paris Jean Martin Charcot auf die individuellen Verschiedenheiten hin, welche durch das Überwiegen einzelner Sinne bei verschiedenen Personen entstehen. Unser Vorstellungsinhalt ist ja durch das Material bestimmt, welches die Sinne uns zuführen. Der Beitrag, den die einzelnen Sinne hierzu liefern, kann aber ein verschiedener sein, und es ist möglich, daß der Beitrag eines oder mehrerer Sinne den der andern weit überwiegt. Es gibt Personen von visuellem Typus, bei welchen die Vorstellungen hauptsächlich auf Wahrnehmungen des Gesichtssinnes sich gründen, andere des akustischen Typus, welcher sich bei der Gewinnung und Wiedergabe des Vorstellungsinhaltes vorwiegend auf das Gehör verläßt; solche von motorischem Typus, welche den Stoff für das Vorstellen mit Vorliebe den Tasts- und Bewegungsempfindungen entlehnen und bei dem Auftauchen solcher Vorstellungen meist zugleich schwache Antriebe zu Bewegungen und Bewegungsempfindungen haben, endlich Individuen, bei welchen irgendeine Mischung dieser Typen sich feststellen läßt. Einige hervorragende Beispiele, die der französische Forscher Queyrat anführt, mögen diese Unterschiede noch deutlicher machen. Da es sich bei diesen Verschiedenheiten der „Vorstellungstypen“ darum handelt, in welcher sinnlichen Form das früher Erlebte wiedererinnert wird, redet man auch von visuellem, akustischem, motorischem Sinnengedächtnis. Ein hervorragendes Beispiel

für das erstere gibt uns ein englischer Maler, der zur Fertigstellung eines Porträts regelmäßig nur eine Sitzung nötig hatte und darüber folgendes ausagt: „Wenn ein Modell sich darbot, betrachtete ich es aufmerksam $\frac{1}{2}$ Stunde lang, indem ich von Zeit zu Zeit seine Züge auf der Leinwand skizzierte; nie hatte ich eine längere Sitzung nötig. Ich nahm die Leinwand weg und ging zu einer anderen Person über. Wenn ich das erste Porträt weiterführen wollte, nahm ich den Menschen in meinem Geiste vor, und setzte ihn auf den Stuhl, wo ich ihn ebenso deutlich wahrnahm, wie wenn er in Wirklichkeit dagewesen wäre, ja ich kann sogar hinzufügen, mit vollendeteren und lebhafteren Formen und Farben. Ich betrachtete von Zeit zu Zeit die eingebildete Figur und schickte mich an zu malen; ich unterbrach meine Arbeit, um die Haltung zu prüfen, genau wie wenn das Original vor mir gewesen wäre; jedesmal wenn ich den Blick auf den Stuhl warf, sah ich die Person.“⁸⁵⁾ Ein berühmtes Beispiel des akustischen oder auditiven Typus bietet der Fall von Mozart, der als Vierzehnjähriger in der Sixtinischen Kapelle das Miserere des Allegri hörte, von dem eine Abschrift zu nehmen verboten war, und heimgekehrt das ganze große verwickelte Constück nach einmaligem Hören aus dem Gedächtnis niederschrieb. Für den motorischen Typus sei ein Fall angeführt, den Galton berichtet. „Der Oberst Montcraft beobachtete in Nordamerika oft junge Indianer, die bei Gelegenheit eines Besuches in seinen Quartieren sich sehr für Bilder interessierten, die man ihnen zeigte. Einer von ihnen verfolgte sorgfältig mit seinem Messer den Umriß einer Zeichnung, welche in der Illustrated News enthalten war, indem er sagte, auf diese Weise würde er, nach Hause zurückgekehrt, sie besser ausschneiden können. In diesem Fall war die Einprägung der Bewegungen bestimmt, das Gesichtsfeld zu verstärken. Der junge Wilde gehörte dem motorischen Typus an.“⁸⁶⁾ Was hier von besonders auffallenden Beispielen berichtet wird, das zeigt uns aber auch die schärfere Beobachtung des täglichen Lebens. Denken wir uns verschiedene Typen, die ein Kegelspiel sich vorstellen. Der eine sieht im Geiste den Raum, in dem es stattfindet, die Kegel, die Kugeln, die Personen, der andere hört das Geräusch der laufenden Kugel und der fallenden Kegel, wieder ein anderer vergegenwärtigt sich unwillkürlich die Empfindungen, welche der Tastsinn von der Kugel empfangt, oder welche die Bewegung der Kugel in der Muskulatur hervorrief, und er

empfindet vielleicht einen leichten Antrieb, diese Bewegung nachzumachen.

Schon die früher angeführten Beispiele machen es ohne weiteres einleuchtend, daß die künstlerische Begabung in hohem Maße durch das besondere Hervortreten einer besonderen Sinnesanlage bedingt ist. Der Maler, Bildhauer, Musiker bedarf einer besonderen Befähigung für Farben, Formen oder Töne. Die im Sinnesapparat gegebene angeborene Grundlage derselben wird sich teils in einem besonderen Farben-, Formen- und Tongedächtnis äußern, teils in einer besonderen Fähigkeit der Phantasie, auf diesen Gebieten Neues, künstlerisch Wertvolles hervorzubringen. Umgekehrt wird eine Sinnesanlage besonderer Art stets die Richtung beeinflussen, in welcher die künstlerische Betätigung eines hervorragenden Talenten sich bewegt. Allerdings wird dieser Einfluß innerhalb der verschiedenen Künste ein verschiedener sein. Ribot hat hier wohl das Richtige getroffen, wenn er eine um so weitergehende Abhängigkeit der Kunstbetätigung von der Anlage annimmt, je mehr die Ausübung der Kunst an bestimmte Organe gebunden ist. Bei seinen Forschungen über die Vererbung der schöpferischen Einbildungskraft findet er, daß zwar Familien von Musikern und Malern im ganzen häufig sind, daß aber Dichterfamilien verhältnismäßig am seltensten vorkommen, und zwar aus folgenden Gründen: „Tonkünstler kann man nicht ohne eine feine Empfindlichkeit des Ohres sein, Maler nicht ohne angeborenen Farben- und Formensinn, die eine besondere Bildung der Sehwerkzeuge voraussetzen. Diese leiblichen Bedingungen erfordert die Dichtkunst nicht in demselben Grade. Man kann daher wohl behaupten, daß das musikalische und plastische Talent mehr von der Bildung der Organe abhängt als das dichterische. Die leibliche Erblichkeit ist bei jenen mit der seelischen näher verknüpft, und daher die Vererbung sicherer.“³⁷⁾

Aber nicht bloß die Betätigung des künstlerischen Talenten ist zu einem großen Teil durch jene „Vorstellungstypen“ bedingt, sondern vielfach die Wahl der Berufstätigkeit des Menschen überhaupt und damit die Art seines Wirkens auf die Außenwelt, von welcher in sehr hohem Maße die Entwicklung des angeborenen Charakters und die Richtung der erworbenen Elemente bestimmt wird. Zu den technischen Handfertigkeiten z. B. sind fein abgestufte Bewegungs- und Tastempfindungen erforderlich. Jeder Forscher, der irgendein Erfahrungsgebiet bearbeitet, „wird

durch mangelhaftes Sinnengedächtnis ebenso behindert, wie jeder Handwerker, der Zoologe und Botaniker ebenso wie der Kunsthandwerker; der Architekt, der Eisenbahn- und Wegeingenieur, der räumliche Verhältnisse nicht vor dem inneren Auge hat, ist dadurch ebenso behindert, wie der Astronom, Geologe, Geograph und Meteorologe" (Meumann).

Es ist klar, daß diese Unterschiede auch für Schule und Erziehung von großer Wichtigkeit sind. Davon werden wir später hören. Hier ist nur noch hinzuzufügen, daß innerhalb dieser Vorstellungstypen ein bereits früher besprochener Unterschied nicht übersehen werden darf. Es kann sich dabei entweder um anschauliche Vorstellungen von Gegenständen oder um Vorstellungen von Worten, eine Art „innerliches Sprechen“ handeln. Beispiele für die Sachvorstellungen als die einfacheren haben wir bereits kennen gelernt. Aber auch besondere „Wortvorstellungstypen“ können wir unterscheiden, jenachdem es, wie beim Visuellen, Gesichtsbilder von gedruckten und geschriebenen Worten sind, an welche sich der Vorstellende vorwiegend hält, oder wie beim Akustischen, die gehörten Worte, d. h. die Lautvorstellungen der gesprochenen Worte. Der motorische Typus, für welchen die an die Worte geknüpften Bewegungen maßgebend sind, teilt sich dann wieder in einen sprechmotorischen, für welchen sich mit dem Denken in Worten die Empfindung der zum Aussprechen derselben nötigen Bewegungen des Kehlkopfes, der Zunge, der Lippen, oft auch halblautes Sprechen verbindet, und einen schreibmotorischen Typus, der an die zum Schreiben des Wortes nötigen Bewegungen sich hält und gelegentlich zur genaueren Erinnerung das Wort in die Luft schreibt.

Beide Formen, die „Worttypen“ und die „Sachtypen“, fallen keineswegs zusammen. Es ist ganz wohl möglich, und bestimmte psychologische Tatsachen scheinen darauf hinzuweisen, daß z. B. eine Person bei der Erinnerung an Gegenstände hauptsächlich auf das Gesicht sich verläßt, bei der Erinnerung an Worte auf das Gehör. Dieser Umstand ist besonders zu beachten, wenn es sich um die schwierige Frage handelt, inwieweit diese Typen auf angeborenen Eigentümlichkeiten beruhen. Daß in der Regel Angeborenes zugrunde liegt, ist im bisherigen vorausgesetzt. Es gibt aber auch Autoren, nach denen jene Unterschiede nur aus Erziehung und Gewöhnung hervorgegangen sein sollen. Halten wir demgegenüber mit der Mehrzahl der Forscher im allgemeinen an der angeborenen Grundlage fest, so

ist es doch sehr schwierig, genauer anzugeben, wie weit das Angeborene geht und inwieweit es durch Erziehung und Unterricht umgestaltet werden kann. Verhältnismäßig weit geht in dieser Beziehung z. B. M. A. Fay, der den Standpunkt vertritt, daß Übung und Unterricht eine gewaltige Macht darstellen, die angeborene Dispositionen zu überwältigen imstande ist. Der Unterricht könne den Schüler, der seiner angeborenen Disposition nach Hörer, Seher oder Motoriker ist, auf einzelnen Gebieten zu einem anderen Typus umgestalten, den gemischten Typus einseitig in den akustischen, optischen oder motorischen überführen.³⁸⁾ Auch die neueste eingehende Darstellung dieser Verschiedenheiten von E. Pfeiffer³⁹⁾ betont stark den umgestaltenden Einfluß des Unterrichts. Einen mittleren Standpunkt, wohl denjenigen, der dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft am meisten entspricht, nimmt Neumann⁴⁰⁾ ein. Er betont zunächst, daß wir ganz sicher einen eigentlichen Defekt in der angeborenen Anlage durch keine noch so große Übung ausgleichen können, daß aber angeborene Anlagen, gerade weil sie in der Form bloßer Dispositionen zu späteren Tätigkeiten vorhanden sind, einer gewissen Beeinflussung durch Erziehung, Gewöhnung und Übung zugänglich sein müssen, so daß sich z. B. auch eine schwache Anlage zu einer Tätigkeit durch Gewöhnung und Übung steigern läßt.

Auch über die körperlichen Grundlagen dieser verschiedenartigen sinnlichen Veranlagung, welche unter Umständen einen so großen Einfluß auf die persönliche Eigenart eines Menschen übt, vermögen wir nur wenig zu sagen. Man hat etwa angenommen, daß dem Hervortreten einzelner Sinnesfähigkeiten stets eine stärkere Entwicklung der die betreffenden Sinnesempfindungen vermittelnden Gehirnpartien entspreche. So wäre dann z. B. der Gesichtstypus von einer stärkeren Ausbildung des Hinterhauptlappens der Großhirnrinde, der Gehörstypus von einer stärkeren Entwicklung bestimmter Teile der Schläfengegend, der Bewegungstypus von einer besonders starken Ausbildung des Scheitellappens abhängig. Von größerer Bedeutung wäre es aber, wenn wir voraussetzen dürften, daß in diesen Fällen die betreffenden Sinneszentren im Gehirn schon in der Anlage des Nervensystems mit den übrigen Teilen, welche der Erinnerung, der Phantasie, dem Denken dienen, in solcher vielseitigen Verbindung stehen, daß die Leitung zu ihnen erleichtert ist. Diese Voraussetzung würde mit dem übereinstimmen, was wir früher als wahrscheinlichste Vermutung

über die körperlichen Grundlagen der Anlagen überhaupt kennen gelernt haben.

Hat schon die Betrachtung der Sinnesanlagen gezeigt, daß die Anlage des Menschen neben ihren bloßen Formeigenschaften, wie z. B. der Stärke desselben, für den ganzen Vorstellungsinhalt maßgebend werden kann, so trifft dies noch mehr für die höheren geistigen Anlagen zu.

Wie wir in der Besprechung des Wesens des Charakters einen formalen und materialen Charakter zu unterscheiden hatten, so können wir an den Anlagen überhaupt eine formale und eine materiale Seite unterscheiden. Dem Gedächtnis wird sein Inhalt durch verschiedene Kanäle der sinnlichen Wahrnehmung zugeführt. Der Stoff desselben wird daher auch bis zu einem gewissen Grade durch die sinnliche Veranlagung bestimmt, wie wir ja auch von einem „Sinnengedächtnis“ verschiedener Art zu reden hatten. So ist die visuelle, akustische, motorische Veranlagung zugleich mitbestimmend für die Richtung der Gedächtnisanlage, d. h. für die „materiale“ Seite derselben. Andererseits ist der Gedächtnisinhalt, soweit er durch die Anlage beeinflusst wird, mit abhängig von dem Interesse, das seine Wurzeln in der angeborenen Eigenart des Individuums hat. So sprechen wir von einem „guten“ Orts-, Zahlen-, Farben-, Ton-, Namen- und anderen Gedächtnissen und denken dabei in der Regel an eine besondere angeborene Fähigkeit, welche der betreffenden Person das Einprägen, Behalten und Wiedergeben dieser Stoffe erleichtert. Durch den Einfluß, den solche besondere Richtungen der materialen Gedächtnisanlage auf den Inhalt des geistigen Lebens üben, erfährt natürlich auch der Charakter des Menschen bestimmende Einwirkungen.

Zur Ermittlung der angeborenen Formeigenschaften des Gedächtnisses hätte eine genauere Untersuchung einerseits an die Unterschiede des Einprägens, Behaltens und Wiedergebens, andererseits an die Verschiedenheit des „Sich Erinnerns“ im engeren Sinn, d. h. der erneuten Vergewärtigung des in einen bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit fallenden Erlebnisses und der bloßen Wiedergabe des „Erlernten“ anzuknüpfen. Wir begnügen uns damit, auf die bekannten Tatsachen hinzuweisen, die sich nach der Seite des Umfangs, der Dauerhaftigkeit, der Treue und der Dienstbarkeit, d. h. der größeren oder geringeren Leichtigkeit, mit welcher das Gedächtnis das Behaltene wiederzugeben vermag, der täglichen Beobachtung darbieten.

Die großen Verschiedenheiten, die wir hierbei finden, führen wir zwar teilweise auf Übung zurück, sind uns aber in vielen anderen Fällen, besonders bei einer den Durchschnitt weit überragenden oder hinter ihm weit zurückbleibenden Gedächtnisleistung, bewußt, gewisse angeborene Eigentümlichkeiten voraussetzen zu müssen. Von besonderer Bedeutung auch für den Charakter ist die sogenannte „Treue“ des Gedächtnisses, d. h. seine Fähigkeit, den Inhalt des früher Erlebten so wiederzugeben, daß die Wiedergabe mit dem Erlebnis der Vergangenheit völlig sich deckt. Die neueren Untersuchungen über die sogenannte „Psychologie der Aussage“ haben die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Seite des Gedächtnisses gelenkt. Man erkannte — und sinnreiche Experimente bestätigten es in exakter Weise —, daß auch die Aussagen ganz zuverlässiger Personen über früher wahrgenommene Tatbestände viel mehr Fehler aufweisen, als man bisher vorausgesetzt hatte. Ein bestimmter Prozentsatz von Fehlern scheint auch unter den günstigsten Umständen unvermeidlich zu sein. Und dieses Ergebnis schien angesichts der schweren Folgen, welche z. B. Zeugenaussagen vor Gericht haben können, um so bedenklicher, als mit diesen ungewollten Fehlern das Bewußtsein sich verbindet, sich richtig erinnert und die reine Wahrheit ausgesagt zu haben. Versuche haben gezeigt, daß diese Zuverlässigkeit der Aussage, daß also die „Treue“ des Gedächtnisses der Übung und Erziehung zugänglich ist. Man wird aber in einer erheblichen Anzahl der Fälle nicht fehlgehen, wenn man für Verschiedenheiten auf diesem Gebiete zum Teil auch die Anlage verantwortlich macht. Die „Treue“ des Gedächtnisses steht in sehr enger Beziehung zu einer der Grundeigenschaften des Charakters, zu der „Konsequenz“ des Willens. Eines ihrer Momente ist die Unabhängigkeit von Stimmungen und Affekten, welche die Zuverlässigkeit der Auffassung und Erinnerung trüben und die wir zugleich als eine der wichtigsten Äußerungen der Konsequenz des Charakters kennen gelernt haben. Auch die Erziehung zur Treue der Aussage wird dieses Moment, das zum Teil ebenfalls durch angeborene Eigenschaften bestimmt wird, mit in Betracht zu ziehen haben.

Auch angeborene Eigenschaften der Aufmerksamkeit können zu wichtigen Bestandteilen des angeborenen Charakters werden. Wir müssen uns auf diesem schwierigen Gebiete, einem der Lieblingsgegenstände der modernen Psychologie, mit einigen Hinweisen begnügen. Nach der formalen Seite tritt uns hier zunächst die

Verschiedenheit der Aufmerksamkeitsgrade entgegen. Der hochgesteigerten Aufmerksamkeit steht gegenüber die „Zerstreuung“, deren ungünstiger Einfluß auf das Erkennen und Handeln uns, falls sie als dauernder Zustand auftritt, ohne weiteres klar ist. Allerdings haben wir dabei zwischen zwei Arten der Zerstreuung zu unterscheiden. Es gibt eine „Zerstreuung“, die eigentlich nur konzentrierte Aufmerksamkeit, auf bestimmte Gegenstände gerichtet, ist. Der typische Professor der „fliegenden Blätter“, der den Schirm regelmäßig stehen läßt und dem allerlei Komisches passiert, heißt auch „zerstreut“. Seine Aufmerksamkeit ist aber vielleicht im höchsten Grade konzentriert, etwa auf ein bestimmtes Problem, das seinen Geist beschäftigt, nur nicht auf die Gegenstände des praktischen Lebens, auf die er jetzt gerade achten sollte. Das Kind, das in der Schule „zerstreut“ gescholten wird, war vielleicht im höchsten Grade aufmerksam, nur nicht auf das, wovon der Lehrer sprach, sondern auf irgendetwas anderes, das etwa unter der Bank seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Von dieser „Zerstreuung“ in Beziehung auf bestimmte Gegenstände, die mit hochgradiger Aufmerksamkeit verbunden sein kann, unterscheiden wir die „Zerstreuung“ im eigentlichen Sinne des Wortes. Die erstere bezieht sich auf die Richtung, also auf die inhaltliche, materiale Seite der Aufmerksamkeit und kann ebenfalls, wie wir noch sehen werden, mit angeborenen Eigenschaften zusammenhängen. Die letztere ist eine Formeigenschaft des Verhaltens zur Außenwelt, die als größere oder geringere Unfähigkeit zur Aufmerksamkeit überhaupt auf angeborenen Grundlagen beruhen und dann als Bestandteil der angeborenen Eigenart der erzieherischen Einwirkung sehr schwere Aufgaben stellen kann.

Stärker macht sich die Anlage geltend in einer anderen formalen Eigenschaft der Aufmerksamkeit, nämlich in ihrer größeren oder geringeren Ablenkbarkeit. Der eine wird in seiner Arbeit oder Lektüre schon gestört, wenn er nur die Klingel eines Radfahrers draußen hört; ein anderer kann ruhig in demselben Zimmer weiterarbeiten, in welchem der aufdringlichste Kinderlärm sich bemerkbar macht. Auch die Geschichte berichtet uns ja Beispiele dieser Art. Archimedes zieht seine Kreise ruhig weiter, nachdem die Eroberer in die Stadt gedrungen sind, und ihm selbst der Tod droht; er läßt sich von seinem Probleme nicht „ablenken“. Andererseits können wir bei Kant eine große Ablenkbarkeit der Aufmerksamkeit feststellen, wie durch mehrere

Anekdoten bezeugt ist. Bei Kant ist dies um so bemerkenswerter, als diesem großen Denker eine ganz außerordentliche Fähigkeit zur Konzentration der Aufmerksamkeit nicht abgesprochen werden kann. Auch sonst bestätigt es die Beobachtung, daß Ablenkbarkeit und Konzentration in sehr verschiedenen Graden vorhanden sein können, oder daß sie — wie die Wissenschaft sich ausdrückt — „unabhängig voneinander variieren“. Wir haben daher wahrscheinlich in beiden Eigenschaften verhältnismäßig selbständige Seiten der angeborenen Eigenart zu sehen, die aber allerdings beide, besonders die letztgenannte, durch Übung bedeutend beeinflusst werden können.

Auch die Richtung der Aufmerksamkeit, ihre materiale Seite, kann durch Anlagen bestimmt werden und ist dann eines der einflussreichsten Momente des angeborenen Charakters. Den charakteristischsten Unterschied findet man hier in der Regel darin, ob die Aufmerksamkeit mehr nach außen oder mehr nach innen gerichtet ist. Beispiele der ersteren Art zeigt die Tätigkeit des Technikers, des Kaufmanns, des Strategen, die zur aufmerksamen Erfassung einer Fülle von Beziehungen der Außenwelt nötigt. Im Gegensatz dazu stünde die nach innen gerichtete Aufmerksamkeit des Gelehrten, des Dichters, des Grüblers, der seine Befriedigung darin findet, sich in die Probleme des Geisteslebens zu vertiefen oder die Schwingungen der eigenen Seele zu belauschen. Daß hierbei angeborene Eigenschaften vielfach eine Rolle spielen, ist außer Zweifel. Sie bestimmen dann häufig die Berufstätigkeit und wirken durch die Wahl derselben wieder verstärkend zurück auf die Entfaltung der angeborenen Anlage, so daß der Grundcharakter eines Menschen in weitem Umfang dadurch bestimmt werden kann.

Auch die Verschiedenheiten des eigentlichen Denkens sind ohne Zweifel vielfach von individuellen Anlagen abhängig. Zwar den Unterschied von „Wort- und Sachdenkern“, von solchen, deren Denken vorwiegend in Wortvorstellungen, in einer Art „innerlichen Sprechens“ verläuft, und anderen, die beim Denken auf die anschauliche Vorstellung der Dinge selbst sich stützen, ist offenbar häufig durch die Übung bedingt. Mittelbar mögen auch sie auf Anlagen sich gründen, sofern das durch die angeborene Eigenart geleitete Interesse des Einzelnen auf ein Gebiet der Tätigkeit führt, in welchem das eine oder andere nahe liegt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Denken des Sprachforschers vorwiegend in mehr oder weniger deutlich gedachten Wortvor-

stellungen verlaufen wird, während etwa der Techniker, dem die Konstruktion von Maschinen obliegt, den Aufbau derselben in Gedanken nur durch die anschauliche Vorstellung ihrer Teile wird vollziehen können. Daß aber dieser Unterschied überhaupt kein durchgreifender ist, sehen wir auch daran, daß wir selbst das eine Mal zum „Wortdenken“, das andere Mal zum „Sachdenken“ uns genötigt sehen. Über einen Unterschied schwieriger Begriffe können wir uns nur klar werden mit Hilfe der sie bezeichnenden Worte. Suchen wir aber etwa im Schachspiel die Folgen eines neuen Zuges zu berechnen, so vergleichen wir eine Kombination von Figuren auf dem räumlich vorgestellten Schachbrett, bei welcher sprachliche Elemente völlig in den Hintergrund treten. Was aber die Hauptgegenstände des Denkens bildet, das ist zuletzt von dem „Ichgefühl“ des Individuums abhängig, d. h. von den in ihm herrschenden Willens- und Gefühlsmassen⁴¹⁾, die teils ein Niederschlag seiner Lebenserfahrung, teils das Ergebnis der Entfaltung seiner angeborenen Eigenart sind.

Formale Denkanlagen treten am schärfsten in den höheren intellektuellen Leistungen hervor. Sie äußern sich z. B. in dem Unterschied des kritischen Scharffinns und der schöpferischen Begabung, der Fähigkeit zu urteilen und der Fähigkeit, Neues zu schaffen. Wir sehen hier den geistreichen Kritiker, der durch die Feinheit seiner Analyse den Leser entzückt und dort den kühnen Denker, der die Welt der Erkenntnis durch wertvolle neue Gedanken bereichert. Schön hat Hermann Eöze einen im wesentlichen damit zusammenfallenden charakteristischen Unterschied der Denkweise als den der „Zergliederer“ und der „Seher“ bezeichnet.

Die bisher geschilderten geistigen Anlagen, die sich sämtlich auf dem Gebiete der Erkenntnis, der sinnlichen oder Verstandeserkenntnis bewegen, können wir auch als „Begabung“ zusammenfassen. Wir reden von der „Begabung“ eines Kindes, und wir meinen damit die Gesamtheit seiner intellektuellen Fähigkeiten.⁴²⁾ Die Art der Begabung haben wir als einen sehr wesentlichen Bestandteil der angeborenen Eigenart kennen gelernt; ihre Richtung kann dem ganzen Menschen sein Gepräge geben. Sie ist ja auch für das Lebensschicksal, für das „Vorwärtkommen“, für den Kampf ums Dasein von sehr großer Bedeutung. Trotzdem vermag sie für sich allein wenig auszurichten, wenn nicht bestimmte Eigenschaften des Willens und Gefühlslebens dazukommen. Sie bedarf vor allem gewisser Willens-

eigenschaften, des Charakters im eigentlichen Sinne, um wirklich wertvoll zu werden.

Bei der herkömmlichen Überschätzung der „Begabung“ gegenüber den Charaktereigenschaften wird dies völlig übersehen. Hören wir einmal jene Eltern, deren Kind in der Schule nur mit Mühe von Klasse zu Klasse zu bringen ist. Nichts erscheint ihnen empfindlicher als das Zugeständnis, daß die Ursache in einem Mangel an Begabung zu finden sei. Die übliche Rede ist vielmehr: „er könnte wohl, aber er will nicht“. Als ob das „Nicht-Wollen“ nicht unter Umständen in dem Urteil über die Gesamtpersönlichkeit viel schwerer wiegen würde, als gewisse Mängel der „Begabung“. Der nur durchschnittlich begabte Knabe mit tüchtigem „Charakter“ leistet zweifellos mehr und ist ein nützlicheres Glied der menschlichen Gesellschaft als der Hochbegabte, der willensschwach, leichtsinnig, charakterlos seine Gaben vergeudet. Selbstverständlich ist ein solcher Mißerfolg hoher Begabung nicht bloß durch die Anlage, sondern zugleich durch mangelnde Willensbetätigung und Selbsterziehung bedingt. Davon werden wir später Näheres hören. Soweit wir aber Anlagen untereinander vergleichen, lehren uns schon solche Beobachtungen, daß der „Begabung“ keineswegs ausschließlich der Vorrang zukommt. Den eigentlichen Kern des individuellen Wesens bilden nicht die Eigenschaften des Verstandes, sondern diejenigen des Fühlens und des Wollens.

Der Verlauf des Gefühlslebens ist schon nach seiner äußeren Form wesentlich durch angeborene Eigenschaften des Individuums bedingt. Freilich lassen sich diese angeborenen Gefühlseigenschaften in ihrer außerordentlichen Vielgestaltigkeit nur sehr unvollkommen durch die Sprache bezeichnen. Sie lassen sich in der Vielheit ihrer Schattierungen eigentlich nur „nachfühlen“. Wir können nur einige Gegensätze nennen, welche die Sprache als besonders auffallende zu bezeichnen gestattet. Auf der einen Seite Kräftigkeit, Fülle, Gesundheit, Klarheit, Feinheit, Beständigkeit, auf der anderen Schwäche, Leere, krankhafte Weichheit, Verschwommenheit, Unstetigkeit und Flüchtigkeit des Gefühlslebens. Gerade diese für das Individuum so charakteristischen Eigenschaften haben ihre Wurzel in angeborenen Eigenschaften. Ihre volle Bedeutung wird uns erst entgegentreten, wenn wir die Verbindung der einzelnen Anlagen zur Gesamtanlage der Persönlichkeit zu betrachten haben.

Hier sei nur noch auf einen der wichtigsten inhaltlichen Unter-

schiede der Gefühlsanlage hingewiesen, der in dem Verhältnis des Individuums zu den beiden Hauptarten des Gefühls, der Lust und Unlust liegt. Es gibt Menschen, deren ganze Gemütsstimmung zum Düsternen und Traurigen neigt, die selbstquälerisch an sich selbst und den Dingen stets das Unerfreuliche zuerst sehen und auch die frohe Stunde sich durch unruhiges Sorgen um die Zukunft, durch ängstliche Vorstellungen von all dem, was noch passieren könnte, verderben. Es gibt andere, die mit Vorliebe die Dinge in einem rosigen Lichte sehen, auch das scheinbar Schwere leicht nehmen und sich auch durch drohendes Unheil die Freude des Augenblicks nicht verkümmern lassen. Diese vorwiegende Empfänglichkeit für Unlust- und für Lustgefühle charakterisiert den Pessimisten und den Optimisten. Wir haben unter Pessimismus und Optimismus nicht in erster Linie Weltanschauungen zu verstehen, die etwa aus einer wissenschaftlichen Erkenntnis der wirklichen Welt logisch abgeleitet wären. Sie sind vielmehr im Grunde nichts anderes, als eine der Arten, wie in einer so oder so beschaffenen Gemütsstimmung die Welt sich spiegelt. Hinterher kann ja allerdings das Denken diesem Weltbild eine Art wissenschaftlicher Begründung zu geben suchen. Aber seine letzte Wurzel liegt in angeborenen Eigenschaften des Gefühlslebens, die wie alles Angeborene durch „Gründe“ sich nicht widerlegen lassen.

Auch der Charakter selbst als Inbegriff von Willenseigenschaften hat seine angeborenen Grundlagen. Wir sind zwar nicht imstande, Eigenschaften anzugeben, die etwa ausschließlich als angeborene zu betrachten wären. Dazu reicht unsere Kenntnis auch auf diesem Gebiete entfernt nicht aus. Aber jene Formeigenschaften des Willens, die wir als Hauptmerkmale des Charakters kennen gelernt haben, sind offenbar vielfach durch Anlagen mitbedingt. Es gibt eine angeborene Flatterhaftigkeit und Unbeständigkeit des Willens, wie es eine Anlage zur Konsequenz gibt. Es gibt eine angeborene Willenschwäche, die als sogenannte „Abulie“ in krankhafter Steigerung auftreten kann, und eine angeborene Willenskraft, die auch Hindernisse, die anderen unüberwindlich scheinen, spielend besiegt. Der unselbstständigen und abhängigen Natur, die sich gerne an andere anlehnt, deren Beeinflussbarkeit bis zur krankhaften „Suggestibilität“ gehen kann, steht gegenüber die durchaus selbstständige Persönlichkeit mit trotzigem Eigenwillen, die gelegentlich in Starrköpfigkeit ausartet.

Daß auch die dauernden Willensrichtungen des Charakters oft durch Anlagen bedingt sind, steht außer Zweifel. Wie weit aber dieser Einfluß des Angeborenen auf die Richtung des Willens geht, was von den bleibenden Willensrichtungen des Menschen und dem daraus folgenden Handeln angeboren und was erworben ist, das ist die große Frage, um die sich der Streit seit lange dreht, und über welche die Sachverständigen bis zum heutigen Tage nicht einig sind. Einigermassen zugänglich erweist sich das ganze Gebiet überhaupt nur in Beziehung auf die Extreme des auffallend guten und auffallend schlechten Handelns. Es gibt Beispiele uneigennütziger und selbstloser Charaktere, deren Grundzüge häufig schon im Verhalten des Kindes zutage treten und in vielen Einzelfällen durch das ganze Leben sich verfolgen lassen, so daß wir geneigt sein werden, sie mindestens zum Teil auf angeborene Eigenschaften zurückzuführen. Anderseits gibt es zweifellos Anlagen, welche eine Neigung zu schlechtem Handeln, unter Umständen zu Verbrechen begründen. Ob es freilich eine „schlechte Charakteranlage“ im eigentlichen Sinne gibt, welche in dem damit behafteten Individuum geradezu eine Notwendigkeit, verbrecherisch zu handeln, begründen würde, darüber sind die Ansichten noch sehr geteilt. Die Frage ist hier eine brennende, da natürlich ein so veranlagter Mensch für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden kann. Er wäre nicht mehr ein Gegenstand des Strafrechts, sondern der Heilkunst und der Krankenpflege, und nur insoweit hätte die sogenannte „Strafe“ ihn zu treffen, als sie notwendig ist, die menschliche Gesellschaft vor dem Ausbruche seiner verbrecherischen Natur zu schützen.

Es sind bekanntlich die Arbeiten des italienischen Gelehrten Cesare Lombroso, welche diese Lehre zum Gegenstand allgemeinen Interesses gemacht haben. Der „geborene Verbrecher“, wie der Titel von Lombrosos zuerst 1876 erschienenem Werk lautet, ist eine besondere Spielart der Gattung Mensch, eine sogenannte „Rückschlagsbildung“ (Atavismus), die vermöge ihrer Gesamtanlage zu Verbrechen geneigt ist. Er ist auch an besonderen körperlichen Merkmalen, gewissen Abweichungen von der Norm, sogenannten „Degenerationszeichen“ zu erkennen. Dazu gehören z. B. geringeres Hirngewicht, fliehende Stirn, abstehende Ohren, schief gestellte Augen, massiger Unterkiefer, „großes blaßes Gesicht mit spärlichem Bart und dichtem Kopfsaar“, vermindertes Schmerzgefühl, herabgesetzte Tastempfindlichkeit und anderes.

Die fachgenossen Lombrosos haben zunächst die Zuverlässigkeit dieser „Degenerationszeichen“ mit Erfolg bekämpft.

Es hat sich zwar gezeigt, daß unverbesserliche Verbrecher häufiger als ehrliche Gesunde im Bau ihres Schädels und Gehirns, in der Gestaltung des Gesichts, des Ohres, der Glieder von dem Durchschnitt der gleichen Bevölkerungsschicht und Rasse abweichen, aber es fanden sich doch die gleichen Entartungszeichen nicht selten bei Nichtverbrechern und fehlten andererseits manchmal bei schweren Verbrechern. Immerhin darf nach dem Urteil Sachverständiger als bleibendes Verdienst Lombrosos die Erkenntnis betrachtet werden, daß der geborene Verbrecher meistens auch durch seine körperliche Beschaffenheit verrät, daß er anders ist, als der gesunde ehrliche Mensch, und daß diese Andersartigkeit in seiner inneren Anlage tiefbegründet ist. Das Degenerationszeichen wird für Arzt und Richter „zum Signal, daß bei einem Angeklagten vielleicht nicht alles in Ordnung sei“. ⁴³⁾

Aber auch seelische Eigenschaften werden als charakteristische Merkmale des „geborenen Verbrechers“ angegeben. Man nennt als solche Grausamkeit, Reuelosigkeit, Ehrlosigkeit, Eitelkeit, Sorglosigkeit, Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft, Arbeitscheu, oder man sieht in dem Fehlen von Mitleid, Ehrlichkeit und Scham die ausschlaggebenden Merkmale. Es sind ähnliche Charakterfehler, wie sie etwa auch als Merkmale des sogenannten „moralischen Irreseins“ oder „moralischen Schwachsinns“ (moral insanity), eines älteren, weiter zurückreichenden Begriffes angegeben wurden. Mit Recht hat man daher auch die Versuche, den „moralischen Schwachsinn“ von der Verbrechernatur grundsätzlich abzugrenzen, als künstlich und undurchführbar bezeichnet. Wir können deshalb die Frage auch so fassen, wie sie im Zusammenhang mit dem Streit um das „moralische Irresein“ in der Regel erörtert wurde: Gibt es eine angeborene sittliche Unfähigkeit, ohne daß mit derselben zugleich eine angeborene Schwäche der Verstandesanlagen verbunden wäre? Viele Forscher sind der Ansicht, mit dem angeborenen Mangel eines „moralischen Sinns“ sei stets zugleich eine mangelhafte intellektuelle Anlage gegeben. Man brachte dabei die Empfänglichkeit für sittliche Motive in allzugroße Abhängigkeit von der Erkenntnis moralischer Begriffe und beachtete zu wenig, was dieser Anschauung mit Recht entgegengehalten wurde, daß es in der Welt genug intelligente Hallunken und sittlich gute Dumme und Schwachsinrige gibt. Die Erfahrung scheint es in der Tat zu bestätigen,

daß eine solche Entartung des sittlichen Bewußtseins tatsächlich vorkommt. Nur ein sehr kleiner Teil der wirklichen Verbrecher wäre aber dahin zu rechnen, und wir hätten in diesen Naturen nicht etwa eine „Rückschlagerscheinung“, sondern eine krankhafte Spielart zu sehen, was nach dem Urteil der Psychiater dadurch bestätigt wird, daß der Verbrecher von Geburt fast immer aus abnormer Familie stammt und daß er selbst sehr häufig schwer geisteskrank wird.⁴⁴⁾

Sofern wir also von schlechter Charakteranlage überhaupt zu reden haben, welche die freie Willensbestimmung ausschließt und mit Notwendigkeit zu Verbrechen treibt, befänden wir uns im Gebiete der Lehre von den Geisteskrankheiten, der Psychiatrie, und verbrecherische Naturen, bei denen dies zweifellos festgestellt wäre, müßten daher auch als Geistesranke behandelt werden. Innerhalb der normalen Breite gibt es zwar eine schlechte Charakteranlage, welche sittliches Handeln erschwert, aber keine, welche es unmöglich macht.

3. Das gegenseitige Verhältniß der Anlagen und ihre Vereinigung in der Persönlichkeit.

Wir haben die wichtigsten einzelnen Anlagen kennen gelernt, dürfen aber dabei nicht übersehen, daß sie nicht als selbstständige Elemente für sich existieren, sondern daß sie stets zur einheitlichen Gesamtanlage eines Individuums gehören. Sie stehen daher zu den körperlichen Anlagen und unter sich in mancherlei Beziehungen, und sie gewinnen ihre volle Bedeutung erst dadurch, daß sie sich zur Gesamtanlage der Persönlichkeit vereinigen.

Daß wir eine Beziehung zwischen den körperlichen und geistigen Anlagen voraussetzen, daß wir regelmäßig von der körperlichen Erscheinung auf bestimmte geistige Eigenschaften schließen, ist eine bekannte Erfahrung. Wir vermuten in dem muskelfräftigen derbgebauten Kind des Bauern eine andersgeartete Seele als in dem körperlich zarten Kind des Gelehrten. Besonders sollen die Züge des Gesichts den angeborenen Charakter verraten. Der Versuch, diesen Schlüssen die Zuverlässigkeit eines wissenschaftlichen Verfahrens zu geben, ist die angebliche Wissenschaft der Physiognomik. Es war bekanntlich Joh. Kaspar Lavater, der diesen Weg einschlug und in seinen „Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe“ (1775—78) besonders aus den Linien des menschlichen

Profils den Charakter herauszulesen suchte. Aber wenn auch die Menge von Porträts und Schattenrissen, welche dieses Werk enthielt, die leidenschaftliche Kraft seiner Sprache und die Hoffnungen, die sich daran für praktische Menschenkenntnis knüpften, dem Buch eine große Berühmtheit verschafften, so wurden doch die Schwächen desselben bald erkannt. Man konnte sich nicht darüber täuschen, daß hier zwar vorzügliche Menschenbeobachtung und Menschenkenntnis oft das Richtige getroffen hatte, daß aber eine wirkliche „Wissenschaft“, welche mit zuverlässiger Methode gesetzmäßige Beziehungen aufgedeckt hätte, nicht gegeben war.

Dies war auch nicht möglich, solange man sich im wesentlichen darauf beschränkte, die Formverhältnisse im Äußern des Menschen als geheimnisvolle Symbole des Charakters anzusehen, wobei oft in ganz willkürlicher Weise die Vergleichung mit Tierformen beigezogen wurde. Der Anfang einer Wissenschaft der Physiognomik war erst vorhanden, als man das Äußere des Menschen und besonders die Gesichtszüge zu den Gemütsbewegungen in Beziehung setzte und den Versuch machte, zu zeigen, wie bestimmten Affekten ein bestimmter Ausdruck des Gesichts entspreche und wie von hier aus auch der Zusammenhang bleibender und angeborener Eigenschaften des Gemüts mit gewissen Gesichtszügen oder sonstigen körperlichen Eigentümlichkeiten erklärt werden könne. Von grundlegender Bedeutung ist hierbei Darwins Buch „Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren“ (1872)⁴⁵⁾ geworden. Aber man ist dabei über die Anfänge noch nicht hinaus, und wenn auch einzelne Forscher, wie z. B. Muntz in seiner Völkerpsychologie⁴⁶⁾ diesem Gegenstand eingehende und lehrreiche Untersuchungen gewidmet haben, so sind wir doch noch weit entfernt, eine Wissenschaft der Physiognomik zu besitzen, welche etwa auch über das Verhältnis körperlicher und geistiger Anlagen uns zuverlässige Auskunft geben könnte.

Ebensowenig kann dies von den neueren Versuchen dieser Art, wie z. B. von der Graphologie, behauptet werden. Die angebliche Fähigkeit, aus der Handschrift den Charakter zu erkennen, ist ja ein völliges Handwerk geworden. Hätten manche „Graphologen“ recht, so wäre die Handschrift ein außerordentlich wertvolles und annähernd sicheres Mittel zur Feststellung auch der angeborenen Eigenart. Das Verfahren war aber bis in die neueste Zeit herein ein so völlig willkürliches und oberflächliches,

daß von brauchbaren Ergebnissen etwa auch für unsere Frage keine Rede sein konnte. Wenn man z. B. ohne weiteres einen nach links zurückgebogenen u-Haken für ein Zeichen von Heuchelei oder Verstellung nahm, so lag hier die Oberflächlichkeit der Beurteilung auf der Hand. Es ist klar, daß eine solche Einzelform auch zufällig entstanden sein kann. Der Schüler kann jene u-Form z. B. im Heft des Schulnachbarn gesehen, nachgeahmt und eingeübt haben.⁴⁷⁾ Auch haben Gerichtsverhandlungen neuerer Zeit, wie auch die Feststellungen des französischen Psychologen Binet, dessen einfache Aufgaben mehrere hervorragende Graphologen nur sehr unvollständig zu lösen vermochten, zur Genüge gezeigt, wie sehr der „Schreibsachverständige“ irren kann.

Es muß jedoch zugegeben werden, daß es neuerdings Graphologen gibt, welche sich dieser Schwäche bewußt sind und für ihre Disziplin den Charakter einer Wissenschaft ernstlich erstreben. Sie wenden sich mit Schärfe gegen die oberflächliche Art vieler gewerbsmäßiger Graphologen, gegen die naive und unsystematische Behandlungsweise, die nur eine gewisse Fähigkeit des „Nachempfindens“, eine verhältnismäßig hohe Zahl scheinbarer „Zufallstreffer“ ermöglicht habe. Man betont die Notwendigkeit, nicht bloß aus irgendeiner Einzelform Schlüsse zu ziehen, sondern die ganze, in verschiedenen Formen liegende „Bewegungstendenz“ zu betrachten, z. B. in dem oben genannten Fall des u-Hakens zu fragen, ob nicht eine Einkläufigkeit der Schlußrichtung der Buchstabenlinien überhaupt vorliege. Man erkennt, daß Handschriften, besonders „stilisierte Handschriften“, willkürlich entstehen können. Man sucht die Verschiedenheiten der Handschrift auf Verschiedenheiten in der Häufigkeit, Raschheit und Wucht des Geberdenlebens überhaupt und damit auf die allgemeine Äußerung bestimmter Charaktereigenschaften zurückzuführen.⁴⁸⁾ Man bezeichnet auch richtig das Ziel, das einer solchen Wissenschaft zu stecken wäre, nämlich, nicht bloß den tatsächlichen Zusammenhang gewisser handschriftlicher Züge und gewisser seelischer Erscheinungen wahrscheinlich zu machen, sondern auch darzutun, warum jene seelischen Erscheinungen sich gerade in diesen und in keinen andern Schriftzügen ausdrücken.⁴⁹⁾ Aber von der Ausführung dieses Plans sind noch kaum die Anfänge vorhanden und vollends von einer Scheidung der in der Handschrift sich etwa ausdrückenden angeborenen Eigenschaften des Charakters von den erworbenen kann noch keine Rede sein.

Einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen bestimmten „Grundkräften der Seele“ und körperlichen Organen sucht die durch Franz Josef Gall begründete Phrenologie (Schädellehre) herzustellen. Gall nahm 27 einzelne Fähigkeiten des Menschen an, die an bestimmten Stellen des Gehirns ihren Ort haben sollten. Die herkömmlichen Seelenvermögen sind dabei nicht gerechnet, da sie gleichmäßig an der Tätigkeit aller Gehirnorgane, wie auch der äußeren Sinne beteiligt seien. Sind einzelne dieser Fähigkeiten besonders stark entwickelt, so mußte sich dies in der stärkeren Entwicklung der betreffenden Gehirnteile zeigen, da dieselben infolge dessen mehr Raum in Anspruch nehmen. So entstehen Ausbauchungen des Schädels, an denen dann die betreffenden Anlagen zu erkennen sind. Man kann also Sprachsin, musikalischen Sinn, Diebsinn, Mordsinn, Bruderliebe, Gottesfurcht eines Menschen durch Betasten des Kopfes feststellen. Es ist nicht zu verwundern, daß man darin ein äußerst wertvolles Mittel zur praktischen Menschenkenntnis begrüßte.

Es fehlte aber auch nicht an Widerspruch. Ein Zeitgenosse Galls, der Franzose Flourens, zeigte durch Versuche an Tieren, daß die durch Abtragung von Großhirnteilen verursachten Störungen sich im Laufe der Zeit wieder ausgleichen, daß also auch ein kleiner Teil des Gehirns die Tätigkeit des ganzen ausüben kann. Spätere Entdeckungen, wie die Auffindung bestimmter „Zentren“ für die Sinnesempfindungen und Bewegungen und besonders der durch Broca geführte Nachweis, daß der von Gall für den „Sprachsin“ abgegrenzte Gehirnteil wirklich zur Sprache in Beziehung steht, schienen dann wieder die Gallsche Anschauung zu unterstützen, und in neuester Zeit tritt P. Möbius wieder für Gall ein, indem er an einem bestimmten Punkte, nämlich hinsichtlich der mathematischen Anlage durch Untersuchung von 300 Mathematikern die Ansicht Galls als richtig nachzuweisen sucht. „Das mathematische Organ“, sagt er, „besteht in einer abnormen Bildung der Stirnacke, die auf Vergrößerung des von der Stirnacke umschlossenen Raumes hinausläuft.“⁵⁰⁾ An einer Reihe interessanter Abbildungen der Köpfe berühmter Mathematiker sucht Möbius diesen Zusammenhang der mathematischen Anlage mit einer besonders starken Ausbildung des obren äußeren Augenhöhlenwinkels anschaulich zu machen. Wäre dieser Nachweis beweiskräftig, wäre das „mathematische Organ“ also wirklich der „Ausdruck davon“, daß „gewisse Gehirnteile mehr Raum als gewöhnlich brauchen“, so daß „eine Ausweitung der Stirnacke

auf diese Weise entsteht“, so wären die wesentlichen Grundzüge der Gall'schen Ansicht für das Verhältnis der körperlichen und der geistigen Anlage überhaupt nutzbar zu machen. Dagegen sind aber schwerwiegende Bedenken geltend gemacht worden. Insbesondere hat W. Mundt darauf hingewiesen, daß jene auffallende Ausbildung des oberen äußeren Augenhöhlenwinkels auf der dauernden Einwirkung der bei angestrengtem Nachdenken auftretenden Spannung der Stirnmuskeln beruhen oder daß sie darin ihren Grund haben könnte, daß sich bei hoch entwickelten Gehirnen überhaupt die Stirnlappen durch ihre Masse und die Menge ihrer Furchen auszeichnen. Auch sei der Beweis nicht geliefert, daß an hochentwickelten Gehirnen von Dichtern, Philosophen, Philologen usw., denen die mathematische Anlage fehlte, auch die betreffende Ausbauchung gefehlt habe.⁵¹⁾ Dazu kommt, daß ein zwingender Grund nicht einzusehen ist, warum die stärkere Leistung einer bestimmten Gehirnpartie sich gerade in einer Ausweitung des Schädels äußern sollte, da die höhere Entwicklung ebensogut in der Richtung einer Verfeinerung der Hirnwindungen gehen kann. Endlich sind bei Gall die Charaktereigenschaften, um die es sich handelt, so wenig eindeutig bestimmt, einander gleichgeordnet und gegeneinander abgestimmt, daß bei dieser völlig willkürlichen Nebeneinanderstellung z. B. von Diebsinn, musikalischem Sinn und Gottesfurcht von einer wirklichen psychologischen Erkenntnis dieser Anlagen keine Rede sein kann.

Gall hat jedoch das Verdienst, für die Erforschung des Gehirnbaues und der Beziehungen zwischen geistigen Fähigkeiten und den einzelnen Hirnteilen hervorragende Anregung gegeben zu haben, und auch die Wissenschaft der neuesten Zeit ist über den Gegensatz zwischen seinem Grundgedanken und demjenigen seines Gegners Flourens noch nicht wesentlich hinausgekommen. Nach den einen zerfällt das Gehirn in einzelne Teile, deren jeder die Grundlage für eine einzelne geistige Fähigkeit des Individuums darstellt. Nach den andern ist es ein Organ wie die Lunge oder die Leber, dessen Verletzung an einer Stelle nur eine Herabminderung der geistigen Gesamtleistung herbeiführt. Dem nicht zu bezweifelnden Nachweis, daß bei Verletzung bestimmter Gehirnstellen bestimmte Sinnesempfindungen oder Bewegungen, die Fähigkeit zu sprechen oder die sich zu erinnern, gestört sein kann, trat die Beobachtung gegenüber, daß für die verletzten Stellen nach einiger Zeit andere stellvertretend eintreten können, so daß die betreffende Tätigkeit annähernd wieder her-

gestellt ist. Auch ließ sich für höhere und verwickeltere geistige Vorgänge kein bestimmter Ort nachweisen. Dagegen kann als sicher gelten, daß teils die Massenentwicklung, teils die Feinheit und Zahl der Windungen des Gehirns im allgemeinen — die Einzelheiten dieser schwierigen Frage haben uns hier nicht zu beschäftigen — zu der Höhe der geistigen Anlage im Verhältnis steht.

Wollen wir also von einer Beziehung der geistigen Eigenart und der Gehirnanlage überhaupt reden, so können wir höchstens behaupten, daß einzelne Tätigkeiten, wie die Sinnesempfindungen, Bewegungen, die Erinnerung und das Sprechen vorwiegend an einzelne Gehirnteile gebunden sind und daß die Betätigung der geistigen Gesamtanlage von einer bestimmten Beschaffenheit des Gehirns überhaupt abhängig ist.

Immerhin haben diese Untersuchungen noch zu den verhältnismäßig sichersten Angaben über die Beziehungen zwischen körperlichen und geistigen Anlagen geführt. Und auch die Erforschung der Charakteranlage, soweit sie an die körperlichen Grundlagen anknüpfen will, wird an die Fortschritte der Wissenschaft auf diesem Gebiete sich halten müssen.

Gehen wir von hier zum gegenseitigen Verhältnis der geistigen Anlagen über, so zieht zuerst die freie Verbindung geistiger Anlagen unsere Aufmerksamkeit auf sich, wie sie in der unendlichen Verschiedenheit der Individualitäten uns entgegentritt. Ein Hauptunterschied einfacher Art ergibt sich zunächst aus der verschiedenen Stärke der Haupttätigkeiten. Halten wir an der herkömmlichen Dreiteilung der „Seelenvermögen“ in Denken, Fühlen, Wollen fest, ohne damit den Begriff eines eigentlichen „Vermögens“ oder eines „Organs“ zu verbinden, so begegnet uns zuerst der Unterschied der Verstandesmenschen, der Gefühlsmenschen und der Willensmenschen oder „Männer der Tat“, je nachdem eine dieser Grundtätigkeiten überwiegt. So unterscheidet z. B. auch der englische Forscher Alexander Bain einen intellektuellen oder Verstandes-, einen emotionellen oder Gefühls- und einen Willens- oder Krafttypus der Menschen. Die meisten allgemeinen Einteilungen der individuellen Verschiedenheiten nähern sich irgendwie dieser Gliederung. Aus der Fülle der Versuche sei nur einer der bedeutendsten aus neuerer Zeit hervorgehoben, derjenige Ribots.⁵²⁾ Er geht davon aus, daß das geistige Leben im allgemeinen sich auf zwei wesentliche Äußerungen zurückführen läßt, auf Fühlen und Handeln. Darnach erhalten

wir zunächst drei große Abteilungen, die „Sensitiven“, die „Aktiven“ und die „Apathischen“. Die Sensitiven, die man auch „Gemütsmenschen“, oder „Emotionelle“ nennen könnte, sind übertrieben erregbar. Sie ähneln Instrumenten, die unaufhörlich in Schwingung sind. Die inneren organischen Empfindungen sind bei ihnen stärker als die äußeren, und ihr Nervensystem ist von außergewöhnlicher Empfindlichkeit für angenehme oder unangenehme Eindrücke überhaupt. Sie neigen daher zum Pessimismus, da erfahrungsgemäß für sie das Leiden unter einem kleinen Unglück größer ist, als der Genuß eines großen Glücks.

Das vorherrschende Merkmal der Aktiven ist dagegen die natürliche und beständig wiederkehrende Tendenz zur Handlung. Sie gleichen Maschinen, die immer in Bewegung sind. Während die Sensitiven hauptsächlich nach innen leben, leben sie vornehmlich nach außen. Ihr Reichtum an Energie, ihre Lebensüberfülle macht sie fröhlich, unternehmend, kühn, dreist und waghalsig, im ganzen optimistisch. Die allgemeinen Merkmale der dritten Klasse, der Apathischen, die im Gegensatz zu den beiden andern positiven Klassen negativer Art sind, bestehen in einem Zustande der Schläffheit, in einem Sinken des Fühlens und Handelns unter den durchschnittlichen Stand. Der Apathische „vermag nicht genug zu fühlen, um genug zu handeln. Er ist weder Optimist noch Pessimist, sondern gleichgültig. Faul, schläfrig, untätig, sorglos sind die Beiwörter, die ihn in seiner Allgemeinheit beschreiben“.

Ribot erwägt die Frage, ob diesen Hauptklassen nicht noch eine vierte, die „Temperierten oder Ausgeglichenen“, hinzuzufügen sei. Man könnte sagen, das Vorherrschen des Gefühls, das Vorherrschen des Handelns oder die Schläffheit beider verlangen eine Ergänzung, nämlich einen Zustand vollkommenen Gleichgewichts zwischen der Sensibilität und der Handlung. Ribot meint, dieser Typus komme vor, er bilde aber eine gemischte, zusammengesetzte Form, deren Untersuchung anderswohin gehöre.

Innerhalb dieser Hauptklassen gewinnt dann Ribot verschiedene Arten von Charakteren, indem er einen neuen Faktor, die intellektuellen Anlagen, als Einteilungsgrund einführt. Sie sind von ihm bisher noch nicht berücksichtigt worden, weil sie in der Frage nach der Bildung des Charakters erst in zweiter Linie kommen. Die Intelligenz ist nach Ribot kein Grundbestandteil des Charakters. „Das Grundlegende des Charakters sind die Instinkte, Tendenzen, Impulse, Begehrungen, Gefühle,

und zwar alles dies zusammen und nur dies.“⁵³) Die intellektuellen Anlagen bilden erst eine zweite darüberliegende Schicht. Sie können daher hauptsächlich einer weitergehenden Einteilung der Charaktere zugrunde gelegt werden.

So ergeben sich innerhalb der Gattung der „Sensitiven“, indem wir vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortschreiten, als erste Art die Bescheidenen (humbles). Ihre Merkmale sind: übermäßige Sensibilität, beschränkte oder mittelmäßige Intelligenz und vollständiger Mangel an Energie. „Wie Lafontaines Hase leben sie in beständiger Unruhe; sie fürchten für sich, für ihre Familie, für ihre kleine Stellung oder ihr kleines Geschäft, für die Gegenwart und für die Zukunft. Sie machen sich Gedanken um die Meinung von aller Welt und sogar von Unbekannten, die sie nur vorübergehend sehen.“ Die zweite Art, die Beschaulichen, unterscheiden sich von den vorhergehenden durch eine viel hervorragendere intellektuelle Entwicklung. Ihre wesentlichen Elemente sind: sehr lebhaftes Sensibilität, scharfer und durchdringender Verstand und Fehlen der Rührigkeit. Zu ihnen gehören teils die Unschlüssigen, die Hamlet gleichen, die viel fühlen, viel denken und nicht zum Handeln kommen können, teils gewisse Mystiker, z. B. die Hoghis Indiens, die Sofis Persiens, Mönche von allerlei Glaubensrichtungen, die — im Unterschied von den großen Mystikern, denen Wollen und Handeln keineswegs fremd war, — ins Traumleben ihrer Visionen versunken in ihrer Zeit keine Spur eines Wirkens zurücklassen; teils die „Analytiker im rein subjektiven Sinne“, „d. h. solche, die sich selbst fleißig und aufs genaueste analysieren, ihr ‚Tagebuch‘ führen und dabei stündlich die kleinen Veränderungen ihres inneren Lebens und ihren von atmosphärischen Einflüssen abhängigen Stimmungswechsel aufzeichnen.“ Zu ihnen ist unter den Philosophen Maine de Biran, unter den Dichtern Alfieri zu rechnen. Wir brauchen übrigens in einer Zeit, in welcher unter dem Einfluß der übermäßigen Nervenregung, der intellektuellen Verfeinerung und der Willensschwäche diese Sucht, sich selbst zu analysieren, zu einer Art Krankheit geworden ist, nach Beispielen für diesen Typus nicht lange zu suchen. Die dritte Art innerhalb der „Sensitiven“ kann man die „Emotionellen im engeren Sinne“ nennen, bei denen zu der außerordentlichen Empfänglichkeit für Eindrücke und dem Scharfsinn der Beschaulichen noch die Tätigkeit kommt, aber eine Tätigkeit, die außerordentlich ungleich und manchmal krampfhaft ist, weil sie aus einer starken

Gemütsbewegung und nicht aus einem beständigen Vorrat an Energie entspringt, und daher bei ihr ungestüme Energie mit plötzlicher Erschlaffung abwechselt. Vielen großen Künstlern, Dichtern, Musikern, Malern ist dieser Charakter eigen, welcher auf die dem unbewußten schöpferischen Drang entspringende fieberhafte Tätigkeit Stunden der Erschöpfung folgen läßt. Ribot nennt als Beispiele Jean Paul, Mozart, J. J. Rousseau.

Die Klasse der Aktiven teilt sich in zwei Arten, je nachdem die Intelligenz mittelmäßig oder hervorragend ist. Zu der ersten Gruppe der „mittelmäßigen Aktiven“ gehört z. B. der kleine Kaufmann ohne Geist und ohne Bildung, der sich im Hin- und Herlaufen, im Anbieten seiner Dienste und in endlosem Geschwätz verausgabt, nicht etwa wegen des lockenden Gewinns, sondern weil ihn seine Natur zum Handeln treibt; aber auch der Sportsmann, der nach Abenteuern jagt, und der Reisende, der ohne Zwecke des Geschäfts oder der Belehrung so schnell als möglich die Welt durchreist. Die zweite Gruppe, die „großen Aktiven“, sind die Helden der Geschichte. Ein reines Beispiel dafür ist vielleicht Julius Cäsar. Aber auch Männer, wie die großen Eroberer des 16. Jahrhunderts, F. Cortez, Pizarro gehören hierher.

Auch innerhalb der Klasse der Apathischen (Phlegmatiker) lassen sich nach dem Grade der Intelligenz, die hier, wo die Leidenschaften schweigen und die körperliche Tätigkeit zurücktritt, eine besonders große Rolle spielt, zwei Arten unterscheiden: der rein apathische Typus, dem nur geringe Sensibilität, geringe Tätigkeit und wenig Intelligenz eigen ist, und derjenige apathische Typus, mit welchem eine hervorragende Intelligenz sich verbindet. Bei diesem letzteren hat man, je nachdem die intellektuellen Anlagen mehr theoretische oder praktische sind, zwei Gruppen zu unterscheiden, diejenigen der spekulativen Intelligenz, der Mathematiker, Metaphysiker und Gelehrten, und diejenige der Berechnenden, für die Benjamin Franklin, „das Genie der klugen Berechnung“, ein gutes Beispiel bildet.

Neben den „Arten“ des „Charakters“ unterscheidet dann Ribot auch „Abarten“, indem er von den verhältnismäßig einfachen Charakteren zu den zusammengesetzten übergeht. Es sind folgende: 1. Die Aktiv-Sensitiven, eine Charakterform, in welcher mit einer lebhaften Sensibilität ein aktives kraftvolles Temperament sich verbindet. Dieser soll in seinen glänzendsten Vertretern zu den reichsten und am meisten harmonischen Abarten des

Charakters gehören. Als Beispiele gelten die Märtyrer, die großen Begründer oder Reformatoren unter den Mystikern (z. B. Franz von Assisi), die großen Kanzelredner (Peter der Eremit, Luther), Kriegsmänner wie Alexander der Große und Napoleon, viele große Revolutionäre (Danton), Dichter wie Lord Byron und Künstler wie Benvenuto Cellini und Michel Angelo. 2. Die Apathisch-Aktiven. Das hier vorherrschende Element, die Idee, verleiht diesem Charakter eine unerschütterliche Beständigkeit. Das sittliche Ideal aber, das die Grundlage und Stütze dieser Charaktere bildet (öffentliches Wohl, allgemeiner Nutzen, Glaube an ein religiöses oder anderes Dogma, kategorischer Imperativ), ändert sich nach Zeit und Ort und kann wahr oder falsch sein. Der gewöhnliche Sprachgebrauch nennt diese Leute „Stoiker“. 3. Die Apathisch-Sensitiven, deren Hauptmerkmale Mangel an Spannkraft und Beständigkeit sind. Hierher gehören Leute, die ihre Tage in Untätigkeit, Ruhe und Stumpfheit hinbringen, und die dann plötzlich, wenn ein unworhergesehener Umstand zur Tätigkeit treibt, sich ebenso verausgaben, wie die Sensitiven, um dann wieder in die alte Stumpfheit zurückzusinken. 4. Der temperierte Charakter, bei welchem Fühlen, Denken und Handeln im Gleichgewicht sich befinden.

Dazu kommen zuletzt noch die „partiellen Charaktere“, bei welchen die individuelle Selbständigkeit nur auf einen Punkt sich bezieht, teils solche, die aus intellektuellen Anlagen hervorgehen, wobei eine angeborene Befähigung für Mathematik, mechanische Künste, Musik, Malerei usw. zum Gepräge des ganzen Individuums wird, teils solche, bei denen eine Gefühlsform, das ausschließliche Übergewicht einer Leidenschaft (geschlechtliche Liebe, Spiel, Geiz usw.) das ganze Individuum in Beschlag nimmt, und sehr häufig einer krankhaften Umwandlung unterwirft.

Stellen wir neben diese ausführlichste unter den neueren Unterscheidungen der Charakteranlage die alte Einteilung in Temperamente, so ergeben sich zunächst manche Berührungspunkte. Die bereits im Altertum unterschiedenen vier Temperamente wurden auf die Mischung der verschiedenen Säfte im Körper, des Blutes (Sanguiniker), der gelben Galle (Choleriker), der schwarzen Galle (Melancholiker) und des Schleimes (Phlegmatiker) zurückgeführt, eine Vorstellung von der Zusammensetzung des menschlichen Körpers, die schon bei Hippokrates (460—377 v. Chr.) und in etwas veränderter Form bei dem berühmten Arzt Galenus

aus Pergamum (131—201 n. Chr.) sich findet⁵⁴). Man nahm dann an, daß die Gemütsart von dem Vorwiegen eines dieser Säfte herrühre. Die neueren Darstellungen führen meist auf Kants Charakteristik der Temperamente in seiner Anthropologie⁵⁵) zurück. Kant unterscheidet Temperamente des Gefühls und Temperamente der Tätigkeit. Temperamente des Gefühls sind: das „sanguinische Temperament des Leichtblütigen“ und das „melancholische Temperament des Schwerblütigen“. Der Sanguiniker ist sorglos und von guter Hoffnung, er gibt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, um es gleich darauf wieder zu vergessen. Er ist unzuverlässig im Worthalten, ein schlimmer Schuldner, aber ein guter Gesellschafter, scherzhaft, aufgeräumt, rastlos beschäftigt, aber mehr spielend als ernstlich und durch Geschäfte leicht zu ermüden. Der „zur Melancholie Bestimmte“ gibt allen Dingen, die ihn selbst angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Ursache zu Besorgnissen und richtet seine Aufmerksamkeit zuerst auf die Schwierigkeiten. Er verspricht nicht leicht etwas, weil er besorgt, mißtrauisch und bedenklich ist.

Temperamente der Tätigkeit sind „das cholerische Temperament des Warmblütigen“ und „das phlegmatische Temperament des Kaltblütigen“. Der Choleriker ist hitzig, brennt schnell auf wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Anderen bald besänftigen, zürnt alsdann, ohne zu hassen, und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat.“ „Seine Tätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend.“ Seine herrschende Leidenschaft ist Ehrbegierde. Er liebt den Schein, spielt gern eine Rolle, läßt sich gern loben und ist empfindlich, wo er nicht genügend geehrt zu sein glaubt. Phlegma bedeutet Affektlosigkeit, nicht Trägheit. Als Schwäche ist es Hang zur Untätigkeit mit der vorwiegenden Neigung zu Sättigung und Schlaf. Als Stärke ist es „die Eigenschaft, nicht leicht oder rasch, aber wenn gleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden“. Wo der Cholerische rasend werden möchte, bleibt er kaltblütig. „Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn selbst im gemeinen Leben oft den Philosophen.“ Zusammengesetzte Temperamente gibt es nach Kant nicht. Dazu stehen sie zu sehr im Widerspruch miteinander.

Die auf scharfer Beobachtung beruhende Zeichnung der Temperamente bei Kant, von der hier nur einige Grundlinien

angegeben werden konnten, deren Ergebnisse uns aber die alltägliche Erfahrung bestätigt, trifft doch einige feinere Züge, besonders des Gefühlslebens, wesentlich genauer als dies bei Ribot geschieht. Wir haben sie nur an einigen Punkten zu berichtigen und durch psychologische Grundlegung zu ergänzen, um zu einer vorläufigen Übersicht über die wichtigsten Typen der angeborenen Eigenart und zugleich zu einer genaueren Bestimmung der Temperamentsanlage in ihrem Verhältnis zur Charakteranlage zu gelangen. Wir haben zu diesem Behuf zunächst sämtliche inhaltliche Eigenschaften, wie Hochmut, Unzuverlässigkeit im Sinne eines sittlichen Fehlers, auszuschalten, denn beim Temperament haben wir es mit einer formalen Anlage zu tun, mit welcher über die Richtung der Gemütsbewegungen noch nichts ausgesagt ist. Ferner stellen wir fest, daß auch Kants Temperamente der Tätigkeit ihren eigentlichen Kern in einer Gefühls-eigentümlichkeit haben. Wenn der „Warmblütige“ hitzig heißt und der „Kaltblütige“ „affektlos“, so bedeutet dies in erster Linie eine Beschaffenheit des Gefühlslebens, die dann allerdings mittelbar das Willensleben bestimmt.

Gefühle sind es ja, in welchen sich unser Verhältnis zur Welt spiegelt; in Gefühlen erleben wir die Einwirkungen der Außenwelt, und sie sind es zugleich, die zu Motiven werden, welche unsere Rückwirkung auf die Außenwelt in unserem Handeln bestimmen. Wir werden also erwarten dürfen, daß angeborene Form-eigentümlichkeiten des Gefühlslebens und ihres Verhältnisses zu den Reizen der Außenwelt und zu den Motiven des Handelns wesentliche Bestandteile der Eigenart des Individuums bilden, die wir am besten mit dem alten Namen der Temperamente bezeichnen. Innerhalb des Gefühlsverlaufs selbst begegnet uns zunächst der Gegensatz der Stärke und Schwäche und dann der Dauer und des Wechsels der Gefühle. Beide Gegensätze kreuzen sich, so daß wir vier Arten bekommen, eine Gliederung der Temperamente, die zuerst Wundt⁵⁶⁾ gegeben hat. Wir dürfen aber dabei nicht stehen bleiben. Es kommt hinzu erstens die verschiedene „Erregbarkeit“, die nicht zu verwechseln ist mit der Aufnahmefähigkeit für äußere Reize überhaupt, sondern in der größeren oder geringeren Leichtigkeit besteht, mit welcher das Gefühlsleben auf einmal vorhandene Reize antwortet. Zweitens können die einmal vorhandenen Gefühle mehr oder weniger als Motive auf den Willen wirken. Wir nennen dies die Motivationskraft der Gefühle. Das Phlegma z. B. ist, ganz wie

es Kant geschildert hat, theils mit, theils ohne Motivationskraft seiner schwächeren, aber dauernden Gefühle denkbar. Im ersteren Fall haben wir den Gleichgültigen, Apathischen, der auch schwer zum Handeln kommt, im letzteren den Zähnen, Kaltblütigen, der sein Ziel sicherer erreicht, als alle anderen.

Wir können versuchen, die daraus sich ergebende Charakteristik der Temperamente in einer Tafel anschaulich zu machen, wobei aber die betreffenden Merkmale stets nur als vorwiegende, nicht als alleinherrschende zu verstehen sind, und die aus den Graden der Motivationskraft sich ergebenden Abarten durch eine ungefähre sprachliche Bezeichnung deutlich gemacht sind:

Temperamente	Erregbarkeit des Gefühls- lebens	Form des Gefühlsverlaufs		Motivationskraft der Gefühle
		Beweglichkeit	Stärkegrad	
Sanguinisch	leicht	wechselnd	schwach	geringer: der Stimmungsmensch größer: der Flatterhafte
Melancholisch	schwer	anhaltend	stark	geringer: der Schwärmer, Hypochonder größer: der Idealist der That
Cholerisch	leicht	wechselnd	stark	größer: der heftige Willensmensch geringer: der aufgeregte Gefühlsmensch
Phlegmatisch	schwer	anhaltend	schwach	größer: der Kaltblütige, Zähne geringer: der Gleichgültige, Apathische.

Neben dem Grad der Beweglichkeit und der Stärke der Gefühle sehen wir also die Hauptmerkmale der Temperamente in der größeren oder geringeren Leichtigkeit, mit welcher einerseits der Übergang von einem vorhandenen Reiz zu einem Gefühl (Erregbarkeit) und anderseits der Übergang von einem Gefühl zu einem Wollen (Motivationskraft) erfolgt.

Daß die Grundzüge dieser Typen angeboren sind, unterliegt keinem Zweifel. Alltief wurzeln sie offenbar im Wesen des Einzelnen, um ein Ergebnis der Erziehung oder Umgebung sein zu können. Mit allzu großer Zähigkeit behaupten sie sich durch alle veränderlichen Einflüsse des Lebens hindurch, und allzufrüh drücken sie dem Individuum den Stempel einer bestimmten Gemütsart auf. Nicht sehr häufig allerdings werden sie in ihrer reinen Form gefunden werden. Was Kant gegen die zusammengesetzten oder gemischten Temperamente sagt, kann gegenüber der Vielgestaltigkeit des Seelenlebens nicht bestehen, das scheinbare Widersprüche genug in sich birgt. Bestehen wir einmal zu, daß die Umgrenzung sich nicht mit strenger Genauigkeit vollziehen läßt, so stellen wir nur fest, was für die Erforschung des Seelenlebens überhaupt gilt. Wir gewinnen aber mit dieser Heraushebung einzelner Grundmerkmale besonderer Klassen angeborener Eigentümlichkeiten eine vorläufige Übersicht, die als Anhaltspunkt für weitere Forschung auf diesem noch vielfach dunklen Gebiete dienen kann.

Insbesondere sind wir jetzt imstande, das Verhältnis von Temperament und Charakter völlig deutlich zu machen. Unter Temperament verstehen wir gewisse dauernde Formeigenschaften des Gefühlslebens mit Einschluß der leichteren oder schwereren Erregbarkeit und der geringeren oder größeren Motivationskraft der Gefühle.

Über den Gedankeninhalt oder die Willensrichtung der betreffenden Menschen ist damit nichts ausgesagt. Es ist also eine rein formale Anlage, um die es sich handelt. Charakteranlage im weiteren Sinne wäre, wie wir gesehen haben, die angeborene geistige Eigenart überhaupt, schlosse also neben den Formeigenschaften des geistigen Lebens, wozu auch die Temperamente gehören, sämtliche inhaltliche Elemente ein, die als angeboren zu betrachten sind. Ebenso ist auch der angeborene „Charakter“ im engeren eigentlichen Sinne ein Begriff von formalen und materialen Anlagen, nämlich ein Inbegriff von Willenseigenschaften und Willensrichtungen, der eben durch diese ausschließliche Beziehung auf den Willen und durch die Ausdehnung auch auf materiale Anlagen sich von der Temperamentsanlage unterscheidet.

Man hat freilich, wie dies teilweise bei Kant geschieht, die Temperamente auch inhaltlich gedeutet und sittlich gewertet. Dann galt etwa der Sanguiniker als leichtsinnig und unzuverlässig,

der Choleriker als selbstsüchtig und hochmütig. Oder man brachte sie gar mit Religion und Weltanschauung in Zusammenhang und sah in dem Choleriker den „Orthodoxen“, im Sanguiniker den „Freigeist“, im Melancholiker den „Schwärmer“, im Phlegmatiker den „Indifferentisten“. ⁵⁷⁾

Aber die genaue Auseinandersetzung der verschiedenen psychologischen Merkmale der Temperamente führt, wie sich uns gezeigt hat, zunächst nur auf gewisse Formeigentümlichkeiten des geistigen Lebens, neben denen ein sehr verschiedener Inhalt bestehen kann, die aber allerdings bestimmte Richtungen desselben mehr oder weniger begünstigen können.

Neben den bisher geschilderten Typen gibt es eine beliebig große Zahl anderer Anlageverbindungen. Die individuelle Vielgestaltigkeit ist hier völlig unübersehbar. Eine gewisse Ordnung und eine wissenschaftlich brauchbare Gesamtübersicht könnte erst dann gewonnen werden, wenn es gelänge, gesetzmäßige Beziehungen zwischen ihnen aufzufinden, vermöge welcher einzelne unter sich enger zusammenhängen als mit anderen, wieder andere einander abstoßen und endlich die Einzelanlagen in einem bestimmten Verhältnis zur Gesamtanlage stehen. Wir wollen den ersten dieser Fälle Koppelung oder gegenseitige Anziehung, den zweiten Unvereinbarkeit oder gegenseitige Abstoßung der Anlagen nennen, wobei jedoch nur an Grade der Zusammengehörigkeit und Abstoßung, nicht an unbedingte Verbindung und Trennung zu denken ist. Das zuletzt genannte Verhältnis der Einzelanlage zur Gesamtanlage bezeichnen wir als kulturelle Bedeutung der Einzelanlage, da der Kulturwert einer Einzelanlage um so größer ist, je mehr mit ihrer Steigerung die Höhe der Gesamtanlage wächst.

Einige Beispiele werden dies deutlicher machen. Schon der Begriff des „Typus“ schließt eigentlich den Gedanken einer Zusammengehörigkeit von Anlagen ein. Wir haben ja unter Typus nicht die Eigenart eines einzelnen Individuums zu verstehen, sondern eine Art Musterbild für eine ganze Gruppe unter sich ähnlicher Individuen, bei welchen bestimmte Grundeigenschaften so unter sich „gekoppelt“ sind, daß, wenn eine oder mehrere derselben vorhanden sind, wir auch die anderen erwarten dürfen. Solche „Typen“ sind z. B. die Temperamente. Auch andere geläufige Unterscheidungen individueller Anlagen weisen ähnliche Abhängigkeitsbeziehungen auf. Z. B. der Unterschied der Geschlechter. Schreibt man etwa der weiblichen Natur eine

angeborene geistige Gesamtverfassung zu, die durch das Überwiegen der Gefühlsseite bestimmt ist, für welche daher die Äußerung des Gefühls in Heberde und Laut, in Weinen und Lachen, die Abhängigkeit des Handelns und der Beziehungen zu anderen Menschen von Gefühlsrückichten „charakteristisch“ ist⁵⁸), so hat man damit eine Zusammengehörigkeit angeborener Geschlechtsmerkmale und dieser Eigenart des geistigen Lebens behauptet. Als Beispiel für die gegenseitige Abstufung der Anlagen könnte man etwa die Beobachtung verwenden, daß mathematisch-naturwissenschaftliche und sprachlich-künstlerische Begabung sich sehr selten beisammenfinden. Daß der Gegensatz zwischen den Vertretern der realistischen und der humanistischen Bildung oft so scharfe Formen annimmt, mag mit dadurch bedingt sein, daß hier sehr häufig die individuelle Anlage ein Wort mitspricht. Wo aber das Angeborene mit der Ursprünglichkeit seiner Unterschiede sich geltend macht, da hört meist die Verständigung auf. Wollte man an einzelne hervorragende Individuen denken, so könnte man z. B. bei Friedrich Nießche darauf hinweisen, wie sehr hinter seiner außerordentlichen sprachlich-künstlerischen Begabung schon in der Erziehungsanstalt zu Schulpforta die mathematische Veranlagung zurücktritt. Selbst bei dem „Universalgenie“ Goethe steht neben der Größe seiner übrigen Leistungen auf fast allen Gebieten das mathematische Denken völlig im Hintergrund.

Die kulturelle Bedeutung der Einzelanlage können wir einerseits an den Leistungen des Rechen- oder Gedächtniskünstlers, anderseits an dem Lebenswerk großer Männer der Geschichte uns verdeutlichen. Bedeutendes Rechentalent und die Fähigkeit des Gedächtnisses, viele Einzelheiten zu behalten und getreu wiederzugeben, kommen ganz wohl bei einer geistigen Gesamtanlage vor, welche sogar bedeutend unter den Durchschnitt herabsinkt. Geniale Anlagen dagegen, welche für die geschichtliche Entwicklung der Menschheit und für den menschlichen Kulturfortschritt bedeutsam sind, scheinen stets eine gewisse Höhe der Gesamtanlage mit sich zu führen.

Es ist wohl kaum ein Zufall, daß geniale Männer der Tat wie Cäsar, Moltke, Bismarck zugleich hervorragende Meister der sprachlichen Darstellung waren. Das erstere ist sehr wohl ohne das letztere denkbar, aber der Zusammenhang der genialen Anlage mit der Gesamtanlage führt beides zusammen. In Friedrichs des Großen genialer Persönlichkeit war eine ganze Anzahl verschiedener hervorragender Anlagen vereinigt. Selbst

eine so spezielle Anlage, wie die musikalische scheint, wo sie eine geniale Höhe erreicht wie bei Beethoven, auch den übrigen Seiten des geistigen Lebens den Stempel des Genies aufzuprägen.

Aber allerdings solche Beispiele können uns vorläufig nur dazu dienen, die Richtung deutlich zu machen, in welcher die Aufgaben der Wissenschaft auf diesem Gebiete liegen. Von der Möglichkeit einer Aufstellung von „Gesetzen“ sind wir noch weit entfernt. Immerhin sind Anfänge zu einer wissenschaftlich-exakteren Erforschung dieser Fragen von einzelnen Forschern gemacht worden. So haben Kräpelin und seine Schule in den früher erwähnten Untersuchungen über die „persönlichen Grundeigenschaften“ teilweise auch das Verhältnis derselben mit in Betracht gezogen und z. B. einen engen Zusammenhang zwischen „Übungsfähigkeit“ und „Ermüdbarkeit“ festgestellt.⁵⁹⁾ F. Krueger und C. Spearman⁶⁰⁾ untersuchten mit Hilfe eines experimentellen Verfahrens die Abhängigkeitsbeziehungen („Korrelationen“) zwischen verschiedenen geistigen Leistungsfähigkeiten und gaben dafür bestimmte Verhältniszahlen an. Unterscheidung von Tonhöhen, Addieren von Zahlen, Ausfüllung von lückenhaften Texten, Geschwindigkeit des Lesens, Schreibens und des Zählens wiesen z. B. sehr enge Abhängigkeitsbeziehungen untereinander auf. Die gewonnenen Zahlen scheinen außerdem dazu zu berechtigen, die einzelnen Abhängigkeitsbeziehungen als Wirkungen eines gemeinsamen „Zentralfaktors“ aufzufassen, worin eine Bestätigung der oben über das Verhältnis der Einzelanlage zur Gesamtanlage ausgesprochenen Vermutung liegen würde. G. Heymans und Wiersma haben durch Versendung einer großen Zahl von Fragebogen reiches Material zur Vererbung geistiger Eigenschaften und damit zur Bestätigung des Vorhandenseins geistiger Anlagen der verschiedensten Art gesammelt⁶¹⁾, und G. Heymans hat eine große Zahl von Biographien durchforscht, um Abhängigkeitsbeziehungen zwischen geistigen Eigenschaften zahlenmäßig festzustellen und gibt darnach eine eingehende Beschreibung bestimmter Typen nach ihren Merkmalen, wobei auch die Temperamente als Hauptklassen verwendet sind.⁶²⁾

So verdienstvoll diese Untersuchungen sind, so müssen wir doch sagen, daß wir dabei noch völlig in den Anfängen stehen und daß wir noch weit davon entfernt sind, eine zuverlässige systematische Übersicht über die verschiedenen möglichen Charaktertypen zu besitzen, der wir jedes einzelne Individuum einreihen könnten.

Bei der jetzigen Lage der Dinge mußten wir uns damit begnügen, das Gebiet dieser wichtigen Frage des angeborenen Charakters möglichst vollständig zu übersehen und wenigstens die Ansätze zu einer Beantwortung derselben kennen zu lernen.⁶³⁾

III. Der erworbene Charakter.

Die Charakteranlage wie alle Anlagen bedeutet für sich selbst noch nichts, sie muß sich erst entwickeln, um etwas zu bedeuten. Mit der Entwicklung des Individuums ist aber auch die Möglichkeit gegeben, daß Eigenschaften, Zustände, Leistungen auftreten, welche in den Anlagen nicht vorgebildet sind, die wir deshalb im Gegensatz zu dem, was angeboren ist, als erworbene bezeichnen. Gibt es ein Erworbenes auch auf unserem Gebiete, gibt es einen „erworbenen Charakter“?

Diese Frage wird grundsätzlich verneint, wenn man den Charakter als etwas Unveränderliches betrachtet.

1. Die Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters.

Die Behauptung einer Unveränderlichkeit des Charakters ist am entschiedensten von Arthur Schopenhauer aufgestellt und begründet worden. Schopenhauer unterscheidet dabei im Anschluß an Kant zwischen dem sogenannten „intelligiblen“ und dem „empirischen Charakter“. Der intelligible Charakter ist das eigentliche Wesen des Menschen, „der Wille als Ding an sich, sofern er in einem bestimmten Individuum in einem bestimmten Grade erscheint“.⁶⁴⁾ Er beruht auf einem außerzeitlichen, unteilbaren und unveränderlichen Willensakt. Wie dieser jenseits der ganzen uns bekannten Welt liegende Willensakt zustandekommt, darüber erfahren wir nichts Näheres. Der empirische Charakter aber ist die „Erscheinung“ des intelligiblen Charakters, wie sie sich in der ganzen Handlungsweise und im Lebenslaufe des Menschen erfahrungsmäßig darstellt. „Wie der ganze Baum nur die stets wiederholte Erscheinung eines und desselben Triebes ist, der sich am einfachsten in der Faser darstellt und in der Zusammensetzung zu Blatt, Stiel, Ast, Stamm wiederholt und leicht darin zu erkennen ist, so sind alle Taten des Menschen nur die stets wiederholte, in der Form etwas abwechselnde Äußerung seines intelligiblen Charakters“, deren Summe wir

dann in der erfahrungsmäßigen Beobachtung der Handlungen des Menschen als den empirischen Charakter kennen lernen.

Der individuelle Charakter des Menschen ist also nach Schopenhauer angeboren. Er ist kein Werk der Kunst oder dem Zufall unterworfenen Umstände, sondern er ist das Werk der Natur selbst. In diesem angeborenen Charakter, dem eigentlichen Kern des ganzen Menschen, liegt der Keim aller seiner Tugenden und Laster.⁶⁵⁾ Und dieser Charakter ist unveränderlich. Unter der veränderlichen Hülle der wechselnden Jahre, der Verhältnisse, selbst der Kenntniße und Ansichten, steckt, wie der Krebs in seiner Schale, der identische und eigentliche Mensch, ganz unveränderlich und immer derselbe.

Wie er in einem Falle gehandelt hat, so wird er, unter völlig gleichen Umständen (wobei jedoch auch die richtige Kenntnis dieser Umstände vorausgesetzt ist) stets wieder handeln. Selbst bei der deutlichsten Erkenntnis, ja Verabscheuung seiner moralischen Fehler und Gebrechen, ja beim aufrichtigen Vorsatz der Besserung, bessert sich der Mensch doch eigentlich nicht, sondern läßt sich trotz ernstester Vorsätze und redlicher Versprechen bei erneuter Gelegenheit zu seiner eigenen Überraschung doch wieder auf denselben Pfaden wie zuvor betreffen. Am frappantesten tritt uns diese Erfahrung entgegen, wenn wir einen Bekannten nach 20 oder 30 Jahren wiederfinden und ihn nun bald genau auf denselben Streichen betreffen, wie ehemals.

Der empirische Charakter muß also im Lebenslauf des Menschen ein Abbild seines wahren Wesens, des intelligiblen Charakters liefern, und kann nicht anders ausfallen, als dessen Wesen es erfordert. Doch erstreckt sich diese Bestimmung nur auf das Wesentliche, nicht auf das Unwesentliche des Lebenslaufes. Da das Unwesentliche desselben, die nähere Bestimmung der Begebenheiten und Handlungen, der Stoff, an welchem der empirische Charakter sich zeigt, von sehr verschiedenen äußeren Umständen bestimmt werden kann, so wird auch bei völliger Unveränderlichkeit des Wesentlichen des Charakters die tatsächliche Gestaltung des Lebenslaufes sehr verschieden ausfallen können. So ist es z. B. unwesentlich, ob man um Nüsse oder Kronen spielt; ob man aber ehrlich oder falsch spielt, das ist das Wesentliche: das letztere wird durch den intelligiblen Charakter, jenes durch den äußeren Einfluß bestimmt.⁶⁶⁾

Der Charakter selbst also bleibt in allem Wechsel der Umstände derselbe. Aber allerdings eines ändert sich, nämlich die

Kenntnis desselben. Wiewohl man immer derselbe ist, versteht man sich doch selbst nicht jederzeit, sondern man erkennt sich oft, bis man die eigentliche Selbsterkenntnis in gewissem Grade erworben hat. Der erworbene Charakter ist eben nichts anderes als diese möglichst vollkommene Kenntnis der eigenen Individualität.⁶⁷⁾

Wie haben wir über diese Lehre Schopenhauers von der Unveränderlichkeit des Charakters zu urteilen? Wir müssen uns zunächst jedenfalls bewußt werden, daß diese Lehre dem sittlichen Wollen und Handeln, der Selbsterziehung wie überhaupt jeder Erziehung sehr gefährlich ist. Kehren stets dieselben Schwächen, Fehler, Laster als unabwendbare Folgen aus dem ursprünglichen Charakter mit Notwendigkeit wieder, so hat es keinen Sinn, seinen Willen anzustrengen, sie zu überwinden. Jeder Erfolg ist nur scheinbar, und jeder Besserungsversuch endet mit Rückfall. Allen erziehenden Einflüssen gegenüber hat das Individuum das Recht, die unabänderliche Tatsache geltend zu machen: „Ich bin nun einmal so; ich kann mich nicht anders machen.“ Wir sehen, für den, der diese Anschauung eine Macht in seinem Leben werden ließe, müßte sie einen lähmenden Einfluß auf sein Wollen ausüben. Sie müßte vor allem jeden Willen zur Selbsterziehung vernichten, der keinen Sinn hat, wo er sein Ziel im voraus verfehlt. Die Lehre liegt daher ganz in der Linie der Schopenhauerschen Gesamtanschauung, deren letzte Weisheit die Verneinung des Willens ist und die dahin zielt, alle tatkräftige Arbeit an sich selbst und an der Welt in das Buddhistische Nirwana aufzulösen. Denken wir uns die Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters als allgemein anerkannte in einer ganzen Nation verbreitet, so müßte sie einen höchst ungünstigen Einfluß ausüben. Das hat jener französische Psychologe ganz wohl erkannt, der dieser Ansicht drastischen Ausdruck verleiht, indem er schreibt: „Segnen wir Schopenhauer dafür, daß er sie (die Theorie des unwandelbaren Charakters) Deutschland eingepflanzt hat: sie würde für uns zwei Armeekorps wert sein, wenn wir nicht auch unsere Theoretiker der Entmutigung und besonders Taine hätten, der mit einer bei einem so großen Geiste unbegreiflichen Kurzsichtigkeit nicht hat Fatalismus und Determinismus unterscheiden können, und der im Widerspruch zu Cousins Spiritualismus so weit gegangen ist, unser Leben für unabhängig von unserm Willen und die Tugend für ein Erzeugnis ganz wie der Zucker zu erklären.“⁶⁸⁾

Indessen, derartige praktische Bedenken hätten völlig zurückzutreten, wenn sich für die Unveränderlichkeit des Charakters ein wissenschaftlicher Beweis führen ließe. Davon kann aber keine Rede sein. Die ganze Lehre ist auch bei Schopenhauer weniger aus der Erfahrung der Lebens, so sehr er sie auch betont, als aus letzten (metaphysischen) Voraussetzungen seiner Philosophie erwachsen. Die Beobachtung der Menschen zeigt neben vielen Fällen, welche für die Lehre sprechen, so viele Umbiegungen und Veränderungen des Charakters, daß ein triftiger Beweis aus der Erfahrung sich niemals führen läßt. Die wissenschaftliche Untersuchung des Charakters aber nötigt dazu, Veränderungen des Charakters als möglich zuzugestehen. Der Charakter des Menschen ist keine einfache, sondern eine sehr komplizierte Erscheinung, welche sich aus vielen Einzelementen zusammensetzt. Er ist es, wie unsere frühere Betrachtung gezeigt hat, sowohl in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, als geistige Eigenart überhaupt, als in der engeren, als Inbegriff von Willenseigenschaften. Auch wenn wir mit Schopenhauer den Willen als den eigentlichen Kern der Persönlichkeit betrachten, so ist doch die Form und Richtung dieses Willens durch alle seine Einzelanlagen, Anlagen der Sinne, des Gedächtnisses, der Phantasie, des Denkens, des Gefühlslebens, der Temperamente mitbedingt. Denken wir uns aber auch nur eine kleine Zahl elementarer Anlagen, die in das einheitliche Gebilde des Charakters eingehen, so zeigt eine einfache Überlegung, daß, selbst wenn wir die Unveränderlichkeit jener Elemente voraussetzen, gerade in der Zusammengehörigkeit die Möglichkeit der Veränderung liegt. Jede Anlage bedarf der Entwicklung, um überhaupt etwas zu bedeuten. Die Entwicklung aber kann schneller oder langsamer vor sich gehen, je nach den äußeren Bedingungen, unter denen sie steht. Denken wir uns nun als Elemente der Charakteranlage A, B, C, D, E, F, so kann z. B., auch wenn sie ihrem Wesen nach unveränderlich sind, unter dem Einfluß der äußeren Umstände C in der Entwicklung zurückbleiben oder den anderen Elementen vorausseilen. Das Gesamtbild des Charakters wird aber wesentlich verändert werden, je nachdem dieses eine Element als voll entwickeltes eine beherrschende Stellung einnimmt oder hinter den anderen zurücktritt. Da dasselbe für alle anderen Elemente A, B, D, E, F gilt, so ergibt sich daraus, daß selbst unter Voraussetzung der Unveränderlichkeit des Charakters durch die verschiedenen Entwicklungsstufen der Elemente, aus denen der Charakter

sich zusammensetzt, dieser selbst der Art nach immer verändert werden kann. Bezeichnen wir jene einzelnen Entwicklungsstufen mit $A^1 A^2 B^1 B^2$ usw., so könnte, unter Voraussetzung derselben Elemente, das Bild des entwickelten Charakters z. B. $A^2 B^4 C^3 D^4 E^5 F^3$ oder $A^4 B^3 C^2 D^3 E^2 F^3$ oder irgendein anderes sein.

Diese wissenschaftliche Überlegung bestätigt ja nur, was wir im täglichen Verkehr als selbstverständlich voraussetzen. Wir sind ja vielleicht geneigt, der Zumutung, uns anders zu verhalten, als wir es getan haben, die trostige Berufung auf das: „Ich bin nun einmal so“ entgegenzusetzen. Aber wir sind sehr wenig geneigt, dies auch bei anderen anzuerkennen. Um ein drastisches Beispiel zu gebrauchen — tritt ein anderer uns auf den Fuß, so sind wir doch kaum bereit, jene Berufung auf unabänderliche Eigenart als Entschuldigung gelten zu lassen. Wir setzen vielmehr voraus, daß er „auch anders sein könnte“, und beweisen damit, wie wenig recht wir haben, selbst diese Entschuldigung für uns in Anspruch zu nehmen.

Wie weit allerdings diese Veränderlichkeit des Charakters geht, ist schwer anzugeben. Wir werden versuchen, dafür wenigstens Anhaltspunkte zu finden, wenn wir uns damit beschäftigen werden, das Erworbene dem Angeborenen gegenüber abzugrenzen.

Unsere jetzige Aufgabe ist, zu zeigen, nach welchen Gesetzen jene Entwicklung des Charakters selbst stattfindet, und wie dadurch die Möglichkeit einer „Erwerbung“ von Charaktereigenschaften gegeben ist.

2. Die Gesetze der Übung in ihrer Anwendung auf die Charakterbildung.

Die Ausbildung der Anlagen des Menschen erfolgt hauptsächlich im Spiel. Beim kleinen Kinde hat das Spiel nicht den Zweck der Erholung, da es der Ausspannung von der Arbeit nicht bedarf wie der Erwachsene, sondern es folgt dabei seinem Betätigungstrieb, verschafft dem angesammelten Überschuß an Lebenskraft einen Ausweg und bildet seine Fähigkeiten nach allen Seiten aus.⁶⁹⁾ Auch für die Bildung des Charakters ist das Spiel, besonders das gemeinsame Spiel, von großer Bedeutung. Mut, Ehrgefühl, Verantwortlichkeit und Zuverlässigkeit, Mitleid mit den Schwachen, Sinn für Recht und Unrecht können dabei ihre Betätigung und Ausbildung finden.⁷⁰⁾ Mit zunehmendem Alter tritt dann an die Stelle der zwecklosen Be-

tätigung die Ausbildung der Anlagen in einer bestimmten Richtung. Die Einübung von Fertigkeiten und die Aneignung von Kenntnissen erfolgt, um einer bestimmten Lebensaufgabe zu dienen. Daneben geht aber teils zur Erholung, teils zur Befriedigung des Tätigkeitstriebes auf Gebieten, denen der Beruf zur Ausbildung der Anlagen nicht genügt, immer noch die spielende Betätigung her. So pflegt etwa der Beamte, den der Beruf zu einer sitzenden Lebensweise verurteilt hat, turnerische Bewegungsspiele, um dem Bedürfnis einer Betätigung der körperlichen Anlagen zu genügen.

Welchen Gesetzen folgt diese Ausbildung und Übung?

Denken wir uns irgendwelche Tätigkeiten, die wir fertig ausüben, z. B. das Gehen, Lesen, Schreiben, Rechnen, Klavierspielen. Worauf beruhen diese Leistungen? Die Anatomie und Physiologie des Nervensystems lehrt, daß sie unmöglich werden, wenn bestimmte Teile des Gehirns verletzt sind. Die Ausführung einer Bewegungsreihe ist davon abhängig, daß die Nerven „bahnen“, welche sie im Gehirn „repräsentieren“, nicht gestört sind. Indem nämlich die Bewegung häufig wiederholt wird, werden diese „Bahnen“ gleichsam ausgeschliffen, ebenso wie die Schleifbahn immer besser wird, je häufiger sie von den schleifenden Knaben benutzt wird.

Was sich zunächst daraus ergibt, ist das, was wir Fertigkeit nennen. Das Geheimnis, sie zu erzielen, besteht in nichts anderem als in einer möglichst großen Zahl von Wiederholungen. Von Übung sprechen wir in der Regel dann, wenn diese Wiederholungen zu dem ausgesprochenen Zwecke stattfinden, die Fertigkeit herbeizuführen. Dadurch wird zunächst der ganze Vorgang erleichtert. Die Multiplikation $7 \cdot 9 = 63$, die uns beim Erlernen des Rechnens Schwierigkeit gemacht hat, wird nun mit größter Leichtigkeit vollzogen. Es kommt hinzu, daß für unser Bewußtsein Mittelglieder ausfallen, der ganze Vorgang wird zugleich abgekürzt. Dem geübten Leser kommen die einzelnen Buchstaben gar nicht mehr zum Bewußtsein. Er liest so darüber hinweg, daß er gelegentlich auch einen falschen Buchstaben überhaupt nicht mehr bemerkt.

Auch in der Charakterbildung macht sich dieses Gesetz der Übung geltend. Beim Wollen und Handeln, deren Form und Richtung vom Charakter abhängig sind, haben wir es ja nicht mit Bewegungen überhaupt zu tun, sondern mit solchen, die für das Wohl und Wehe anderer Menschen von Bedeutung sind.

Der Charakter kann sich daher nur üben, wo die Wechselwirkung zwischen Mensch und Mensch stattfindet, auf dem Schauplatz menschlichen Gemeinschaftslebens. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Konsequenz, Kraft, Selbständigkeit des Willens wachsen, indem sie wiederholt den Anforderungen des Lebens gegenüber sich bewähren, und mit der zunehmenden Übung des sittlichen Willens vermag der sittliche Charakter immer besser seinen Aufgaben zu genügen. Die steigende Übung schafft „Fertigkeit“ auch in der Bewältigung der äußeren Mittel, welche den sittlichen Zwecken dienen sollen. Der Mann, welcher seinem durch das Zusammenreffen ungünstiger Umstände berufslos gewordenen Freund helfen will, steht bei allem guten Willen hilflos da, wenn er es nicht versteht, die Verhältnisse dem guten Zwecke dienstbar zu machen. Er kann aber helfen, wenn ein gewisses Maß von „Fertigkeit“ ihn die Mittel übersehen läßt, welche zum Ziele führen. Aber neben der Erleichterung läßt sich auch die Abkürzung des Vorgangs in der Charakterbildung verfolgen. Bei regelmäßiger Übung im sittlichen Handeln werden die Mittelglieder langwieriger Überlegung übersprungen. Ein unmittelbares Bewußtsein des Richtigen tritt an deren Stelle. Es ist nichts anderes, als was wir sittlichen Takt nennen. Es gibt Fälle, in denen alles darauf ankommt, sich sofort für das Richtige zu entscheiden, wo für eine lange Überlegung überhaupt keine Zeit bleibt und jenes verkürzte Verfahren des „Tactes“ deshalb seinen besonderen Wert erweist. In Gesellschaft sei etwa zwischen zwei Personen ein verletzendes Wort gefallen. Taktvolles Verhalten kann ihm die Spitze nehmen und bleibende Entfremdung verhindern.

Eine zweite Wirkung der häufigen Wiederholung ist die Gewohnheit. Wir verstehen darunter nicht in erster Linie die größere Leichtigkeit des Vollzuges, sondern die Neigung zur Wiederholung einer Tätigkeit, welche durch die vorangegangene Übung begründet wird. Es gehört schon zum Wesen des Organismus überhaupt, daß er den Bedingungen seiner eigenen Leistungen sich mehr und mehr anpaßt. Die dadurch hervorgerufenen Veränderungen lassen ihn dann diejenigen Bewegungen bevorzugen, aus denen sie selbst hervorgegangen sind. Dieselbe Erscheinung beherrscht unser ganzes geistiges Leben und ebenso die Charakterbildung. Durch wiederholte Übung wird die Neigung zum sittlichen Handeln immer mächtiger. Ist einmal im Kampf der Motive das Gute zum Siege gelangt, so

wird der Sieg desselben mit jedem neuen Fall immer sicherer. Denken wir etwa an ein Beispiel Kants.⁷¹⁾ Ein Depositum ist in meinen Händen, dessen Eigentümer verstorben ist und keine Handschrift darüber zurückgelassen hat. Ich könnte das Depositum ablegen, dessen Niederlegung mir niemand beweisen kann. Niemand könnte mich anklagen. Auf der einen Seite steht die Aussicht auf reichen Gewinn, auf der anderen Seite die Regungen des Gewissens. Vielleicht entsteht ein Kampf der Motive, in welchem die Gewinnsucht auf Kosten des guten Gewissens siegt. Beim sittlichen Charakter findet ein eigentlicher Kampf überhaupt nicht statt. Ihm ist es zur „Gewohnheit“ geworden, redlich und ehrlich zu handeln, und die Entscheidung nach dieser Seite ist für ihn selbstverständlich. Wir gelangen auch durch die Kennzeichnung dieser Seite der Übung des sittlichen Handelns zur genaueren Bestimmung eines bekannten Begriffes der Sittenlehre, nämlich der Tugend. Die Tugend ist nichts anderes als eben die gewohnheitsmäßige Tüchtigkeit des sittlich bestimmten Willens.

Mit der Fertigkeit und Gewohnheit geht nun aber noch ein drittes Merkmal der Übung Hand in Hand, das wir als Mechanisierung bezeichnen wollen. Je häufiger wir dieselbe Bewegung wiederholt haben, desto weniger Aufmerksamkeit ist nötig, sie zu vollziehen. Die gewonnene Fertigkeit wird mehr und mehr mechanisch, indem die bewusste Beteiligung des Willens ausgeschaltet wird. Ist das Gehen, Lesen, Schreiben einmal gut eingeübt, so ist keine nennenswerte Willensanstrengung zu diesen Tätigkeiten mehr nötig. Das Mädchen, das Stricken lernt, muß seiner Arbeit zunächst die ganze Aufmerksamkeit zuwenden. Mit sich steigender Übung nimmt auch die Mechanisierung zu, und zuletzt ist es imstande, dabei zu reden, zu hören, seine Aufmerksamkeit anderen Dingen zuzuwenden, ohne daß die Handarbeit, die es vorgenommen hat, dadurch gestört wird. Der Schüler, der sein Gedicht auswendig gelernt und sehr oft wiederholt hat, bezeichnet selbst drastisch die Abwesenheit bewusster Geistesanstrengung, wenn er sagt, er könne es „im Schlaf“. Daß die Beteiligung des Willens dabei doch nicht völlig ausgeschaltet ist, zeigt sich allerdings darin, daß er stets bereit ist, wieder eingzugreifen, sobald Schwierigkeiten entstehen, sobald etwa der Weg, den wir gehen, unbekannter wird, Hindernisse auftreten oder Ermüdung die Bewegung in Ruhe zu verwandeln droht. Was im einen Augenblick scheinbar ganz unwillkürlich

getan wird, kann daher im nächsten schon als bewußter Zustand vorhanden sein.⁷²⁾

Jedenfalls aber ist mit der Verringerung der Willensanstrengung stets eine bedeutende Ersparnis an Kraft verbunden. Die Mechanisierung ist daher ein sehr wichtiges Hilfsmittel im Haushalt unseres körperlichen und geistigen Lebens. Sie ermöglicht es uns, nachdem wir durch Übung zu völliger Beherrschung der bisher geforderten Leistungen gelangt sind, daß wir uns neuen Aufgaben zuwenden, ohne unsere Kräfte zu überspannen. Wir nennen diese durch Übung ermöglichte Erweiterung unseres Tätigkeitsgebietes Kultivierung und fügen damit den Wirkungen der Wiederholung gleich die vierte hinzu, um dann erst für die beiden letzten zugleich die folgerung für die Charakterbildung zu ziehen. Am deutlichsten wird uns diese Verbindung von Mechanisierung und Kultivierung etwa in dem allmählichen Wachsen des Tätigkeitskreises des Kindes. Indem das Kind die Bewegungen des Körpers, besonders der Arme und Beine, immer mehr beherrschen lernt und immer besser einübt, wächst seine Fähigkeit, den Kreis seines Wirkens auszudehnen. Die Hand, die selbst nur allmählich dem Gebote des Willens gehorchen lernt, übt ihre willkürlichen Bewegungen immer besser ein; sie vermag zuletzt den Stoß zu fassen und mit dem daran befindlichen Bindfaden den Kreisel zu treiben. Ebenso wird das ursprünglich beschwerliche Gehen mechanisiert und wird dann das Mittel, die Wechselwirkung mit der Außenwelt in außerordentlichem Maße zu vervielfältigen.

Es ist unschwer einzusehen, welche Bedeutung diese Vorgänge der Mechanisierung und Kultivierung für die Bildung und Betätigung des Charakters haben müssen. Nehmen wir etwa das Beispiel der Berufstätigkeit. Ein Mann ist in einen Beruf neu eingetreten, dessen gewissenhafte Erfüllung seine ganze Kraft erfordert. Jede einzelne Handlung appelliert an sein sittliches Wollen. Er hat einmal die Aufgabe übernommen und müht sich, aller Bequemlichkeit und etwaigen Ermüdung zum Troß, sie durchzuführen. Mehr und mehr treten dann mit zunehmender Übung die umständliche Überlegung und aufreibende Willensanstrengung zurück. Durch die zunehmende Mechanisierung wird die Beherrschung des gesamten Berufsgebietes mehr und mehr erleichtert, und es wird Kraft frei für die vollkommenere Durcharbeitung einzelner Seiten des Berufes oder für die Erfüllung von Aufgaben, welche das öffentliche Leben dem Einzelnen stellt.

So wirken die Gesetze der Übung zusammen, um die Leistungen des Individuums zu steigern, dem Willen eine bestimmte Form und Richtung zu geben und dadurch den Charakter immer mehr zu festigen.

3. Die Erwerbung von Willensgewohnheiten.

Die Gesetze der Übung dienen sowohl der Ausbildung vorhandener Anlagen als der Erwerbung von Fertigkeiten, Kenntnissen, Gewohnheiten, die mit der Entwicklung der Anlagen nicht notwendig gegeben sind. In gewissem Sinne erworben sind ja auch die ausgebildeten Anlagen. Die Fertigkeit, auch wenn sie auf einer angeborenen Anlage beruht, ist ja doch nicht selbst mit der Geburt schon vorhanden, sondern sie muß eben durch Übung erst „erworben“ werden. Erworben im engeren Sinne aber ist das, was auch unter normalen Entwicklungsbedingungen nicht mit Notwendigkeit hervortritt, sondern aus der Übung selbst auf Grund der allgemeinen Fähigkeiten des Menschen überhaupt entsteht. So „erwerben“ wir etwa die Fähigkeit, in einer fremden Sprache uns auszudrücken, oder die Fertigkeit des Eislaufs, des Radfahrens, des Schwimmens.

Eigentliche „Erwerbung“ gibt es auch auf dem Gebiete der Charakterbildung. Suchen wir uns kurz zu vergegenwärtigen, wovon sie hier hauptsächlich abhängig ist. Das Handeln des Menschen ist bedingt durch die Ziele, die er erreichen will. Die Ziele aber wählt er auf Grund einer Vorstellung von Gegenständen oder Zuständen, deren Erlangung oder Herbeiführung ihm wünschenswert erscheint, die einen Wert für ihn bedeuten. In der Schätzung von Werten aber kann er sich auch von anderen Menschen beeinflussen lassen und darnach sein Handeln einrichten. Dauernde Abhängigkeit von der Wertung anderer wird dann mehr und mehr den Inhalt und damit die Richtung seines Wollens bestimmen, und das Gepräge seines Charakters wird dann weniger seinem eigenen Wesen entstammen, als dem, was er im Wechselverkehr mit anderen erworben hat. Es ist möglich, daß diese Neigung zur Abhängigkeit von anderen auch in einer gewissen Nachahmung der Formen des Wollens und Handelns zum Ausdruck kommt. Es gibt eine „angenommene“ Vielgeschäftigkeit oder auch Gleichgültigkeit, die dem eigentlichen Wesen eines Menschen fremd ist, und doch nicht ohne Rückwirkung auf den Charakter selbst bleibt.

Die verschiedenen Individuen sind in Beziehung auf diesen Anteil des Erworbenen am Gesamtgepräge ihres Charakters sehr verschieden. Manche Forscher sind geneigt, die Zahl der Individuen, bei denen dieser Anteil des Erworbenen weitaus überwiegt, die geradezu als „erworbene Charaktere“ bezeichnet werden könnten, sehr hoch einzuschätzen. Nach Ribot besitzt sogar die Mehrzahl der Individuen weder Einheitlichkeit noch Beständigkeit, noch ein ihnen eigentümliches persönliches Gepräge des Charakters.⁷³⁾ Er unterscheidet zwei Klassen derselben, die „Amorphen“ und die „Unbeständigen“ (Instables). Die letzteren haben überhaupt keinen Charakter, da sie weder Einheit noch Dauer besitzen. „Launenhaft, alle Augenblicke anderen Sinnes, abwechselnd träge und zu Ausbrüchen geneigt, in ihren Reaktionen unsicher und unproportioniert, unter verschiedenartigen Umständen in derselben Weise und unter gleichen Umständen verschieden handelnd, sind sie die absolute Unbestimmtheit.“

Dagegen sind die unzähligen „Amorphen“, d. h. diejenigen, die keine ihnen eigentümliche Form haben, die eigentlich „erworbenen Charaktere“. Sie sind ganz außerordentlich gestaltungsfähig, sie sind das Produkt der Verhältnisse, ihrer Umgebung und der Erziehung, die sie durch die Menschen und die Dinge erhalten haben. „Ein anderer oder in Ermangelung dieses anderen die soziale Umgebung will für sie und handelt für sie. Sie sind keine Stimme, sondern ein Echo. Sie sind dies oder jenes, je nach den Umständen. Der Zufall entscheidet über ihren Beruf, ihre Verheiratung und alles andere. Einmal von dem Getriebe erfaßt, tun sie, was alle Welt tut.“

Ribot geht hier offenbar in der Schätzung der Zahl der im strengen Sinn „erworbenen Charaktere“ zu weit. Es hängt dies zum Teil damit zusammen, daß er zwischen formalem und materialem Charakter nicht scharf genug unterscheidet. Auch wenn auf ganz „Amorphe“ die soziale Umgebung den bestimmenden Einfluß ausübt, so verrät sich doch vielfach noch eine gewisse Eigentümlichkeit des Charakters, die auch durch Erziehung und Umgebung nicht beseitigt wird, in gewissen Formeigenschaften des seelischen Lebens, in der größeren oder geringeren Beweglichkeit und Empfindlichkeit des Gefühlslebens, in der Erregbarkeit und in der Art, wie die Gefühle zu Motiven des Handelns werden, kurz in allen den Eigentümlichkeiten des Temperaments, die wir als bedeutsam auch für die Willenseigenschaften, also für den Charakter im eigentlichen Sinne kennen gelernt haben.

Den Inhalt seines geistigen Lebens empfängt ja das Individuum überhaupt von der Gemeinschaft. Da aber dieser Inhalt zugleich eine Fülle von Motiven für das Wollen liefert, so kann sich auch der selbständigste Charakter diesem Einfluß nicht völlig entziehen. Einzelne erworbene Elemente, die von Bedeutung für das Gesamtgepräge des Charakters sind, werden daher auch bei ihm sich finden.

Wie sich diese Elemente hier wie in anderen Fällen zum Angeborenen verhalten, das ist eine Frage, die gesonderte Behandlung erfordert.

IV. Das Verhältniß des angeborenen und des erworbenen Charakters.

1. Der Unterschied des Angeborenen und des Erworbenen im Charakter.

Der Charakter der Menschen, wie wir ihn beobachten können, und ebenso unser eigener Charakter stellt sich uns stets als eine Mischung aus Angeborenem und Erworbenem dar. Was ist davon Erbgut von den Eltern und Voreltern, was ist angeborene Anlage, und was ist erworben? Wir vermögen es nicht mit Sicherheit zu sagen. Bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft fehlt es an einem zuverlässigen Maßstab, der es uns ermöglichen würde, beides streng zu scheiden.

Wir haben nur gewisse Anhaltspunkte dafür, welche diese Scheidung zwischen Angeborenem und Erworbenem wenigstens vorbereiten können. Den Ausgangspunkt können dabei nur die Anlässe bilden, welche uns überhaupt zur Annahme von Anlagen führen. Wir nehmen Gattungsanlagen der Organismen an, weil wir uns die Entwicklung derselben nur aus einer in der Keimanlage liegenden Ursache verständlich machen können. Wir setzen für solche Fähigkeiten des Menschen besondere Anlagen voraus, die wir aus anderen Fähigkeiten nicht ableiten können. Ebenso füllen wir aber wiederum eine „Lücke in der Erklärung“ durch den Begriff der Anlage aus, wenn die geniale Befähigung eines Individuums sich weit über den Durchschnitt erhebt oder wenn schwach sinnige Individuen unter diesem Durchschnitt zurückbleiben. Dies geschieht auch, wo die Gesamtleistung innerhalb des Durchschnitts bleibt, wenn zwischen Reiz und Wirkung, zwischen den äußeren Bedingungen und der Reaktion

des Individuums ein auffallendes Mißverhältnis besteht. Die einfachsten Beispiele dafür sind die sogen. „Wunderfinder“. Der Maßstab läßt sich aber allgemein anwenden und ist auch im experimentellen Verfahren schon zur Verwendung gelangt. Wo Übung und Umgebung nicht ausreichen, eine Leistung zu erklären, sind wir auf ein Angeborenes gewiesen.

Aber zu einer Aufzählung derjenigen Bestandteile der geistigen Eigenart und des Charakters, welche angeboren und derjenigen, welche erworben sind, reicht unsere Kenntnis nicht aus. Wir können nur hypothetisch gewisse allgemeine Grundsätze dafür aufstellen, welche die bisherigen Beobachtungen und Untersuchungen zu bestätigen scheinen. Zunächst ist wichtig der Unterschied der Form und des Inhaltes des geistigen Lebens, der uns schon beim Wesen des Charakters und dann bei der Besprechung der Anlagen überhaupt entgegengetreten ist. Als Anlagen sind in erster Linie gewisse individuelle Formeigenschaften des Empfindens, Denkens, Wollens, Fühlens zu betrachten. Der Inhalt der gesamten Vorstellungswelt wird uns ja teils durch die Sinne von der Außenwelt zugeführt, teils von der menschlichen Gemeinschaft überliefert, ist also etwas „Erworbenes“. Jene einfache Scheidung: Form = Angeborenes, Inhalt = Erworbenes, läßt sich aber so doch nicht durchführen. Selbst wenn wir die angeborenen Fähigkeiten als rein formale bezeichnen wollten, so müßten wir doch zugeben, daß durch ihre besondere Art vielfach der Inhalt selbst schon sehr wesentlich mitbedingt ist, den das Individuum aufnimmt. So kann z. B. der Vorrang einzelner Sinne in der Veranlagung, etwa des Gesichtsinns (visuell), oder das Vorhandensein besonderer mathematischer Befähigung der ganzen geistigen Eigenart des Menschen ihr Gepräge geben. Aber daß die Anlage des Charakters, vor allem auch die Charakteranlage im engeren Sinn als Inbegriff angeborener Willenseigenschaften, vorwiegend in Formeigentümlichkeiten des geistigen Lebens besteht, ist wohl außer Zweifel.

Dazu kommt ein zweiter Gesichtspunkt. Die „Stufenordnung der Anlagen“ hat uns gezeigt, daß angeboren im eigentlichen Sinne stets nur die verhältnismäßig einfachsten Fähigkeiten, die primären Anlagen oder die Anlagen niederster Ordnung sind. Die sekundären Anlagen oder die Anlagen höherer Ordnungen, die von verwickelterer Natur sind, entstehen erst aus der Verbindung jener elementaren Anlagen. Da sie aber unter normalen Entwicklungsbedingungen mit Notwendigkeit entstehen,

Können wir sie immerhin auch als Anlagen bezeichnen. So ist die Fähigkeit zu sehen, zu hören, zu tasten beim Menschen als elementare vorhanden, aber die Fähigkeit, im Zusammenwirken dieser Sinne einen Körper wahrzunehmen und wiederzuerkennen, erwächst erst aus der Verbindung dieser Elemente als Anlage höherer Ordnung. Die Anlage der Persönlichkeit ist aber als Inbegriff sämtlicher Anlagen des Individuums eine Anlage höchster Ordnung, die als solche das Hervortreten aller anderen Anlagen voraussetzt. Daher finden wir beim Kinde zwar einzelne Charakterzüge, aber der individuelle Gesamtcharakter ist erst beim Erwachsenen zu erkennen.

Nun haben wir bereits im Gegensatz zu der Lehre von der Unveränderlichkeit des Charakters festgestellt, daß mit dieser Zusammengesetztheit irgendeiner Anlage auch ihre Veränderlichkeit gegeben ist, da die Entfaltung der Elemente derselben je nach den Einflüssen der Umgebung in sehr verschiedener Weise erfolgen kann. Auch für die Charakteranlage trifft dies zu, da sie als Inbegriff von angeborenen Willenseigenschaften teils von den übrigen Anlagen abhängig ist, teils als Anlage höherer Ordnung selbst verschiedene Elemente in sich schließt.

Die Scheidung des Angeborenen und des Erworbenen innerhalb des Charakters ist nun aber dadurch auch aufs äußerste erschwert, daß in jenen Entfaltungsprozeß der Anlagen höherer Ordnung, die als nichtangeboren in gewissem Sinne selbst erst „erworben“ werden, bereits eigentliche „erworbene“ Bestandteile eingehen können. So kann ein Kind, dessen Charakteranlage noch gar nicht entwickelt ist, unter dem Einfluß einer schlechten Umgebung, die es nachahmt, bereits schlimme Willensgewohnheiten „erwerben“, die dann mit den angeborenen Elementen als Bestandteile in den Gesamtcharakter eingehen.

Scheinen so der Scheidung des Angeborenen und Erworbenen innerhalb des Charakters fast unlösbare Schwierigkeiten entgegenzustehen, so lassen sich wenigstens über die Einheit beider bestimmtere Angaben machen.

2. Die Einheit des Angeborenen und des Erworbenen im Charakter.

Die geistige Eigenart ist die Gesamtheit aller eigentümlichen geistigen Merkmale eines Individuums, der angeborenen und der erworbenen. Sie ist zunächst nur eine Summe. Denken wir sie uns als geschlossene Einheit, so tritt sie uns als Persön-

lichkeit entgegen. Die Frage, worauf diese Einheit sich gründet, ist eine der wichtigsten Fragen der Charakterbildung. Die Antwort ist kurz: auf die freie Selbstbetätigung des Individuums. Sie ist es, welche Angeborenes und Erworbenes, die Gesamtheit der Einzelanlagen und die Wechselwirkung mit der Umgebung zur Einheit des individuellen Wesens zusammenbindet.

Dies gilt zunächst überhaupt für die Verbindung der elementaren Anlagen unter sich. Das Kind, das immer geführt wird, lernt nie gehen. Es lernt die verschiedenen darin zusammenwirkenden Elementaranlagen nur zur Einheit verknüpfen, indem es selbst seine Schritte macht und in dieser Selbsttätigung die niederen Anlagen durch Übung zu der Anlage höherer Ordnung vereinigt. Beim passiven Aufnehmen verhalten sich unsere Fähigkeiten zunächst isoliert, sie wirken erst zusammen und gewinnen damit die Möglichkeit, zu immer neueren und höheren Einheiten sich zu verbinden, wenn der alles beherrschende Wille dabei ist, der in der Selbsttätigkeit sich äußert.

Dies gilt nun vor allem für die Gesamtanlage und ihre wirkliche Einheit in der Persönlichkeit.

Da der Wille des Menschen durch Zwecke bestimmt wird, so wird die auf den selbsttätigen Willen sich gründende Einheit der Persönlichkeit davon abhängig sein, daß das gesamte Wollen in den Dienst solcher Zwecke tritt, deren Wert groß genug ist, jene Einheit zu schaffen. Ist der Mensch ausschließlich ein Diener seiner sinnlichen Natur, so zerfällt sein Wesen nach den Einzelzwecken, welche das sinnliche Bedürfnis jeder neuen Stunde bringt. Persönlichkeit ist er erst, indem er die Gesamtheit seiner Anlagen in freier Selbstbestimmung in den Dienst höchster sittlicher Zwecke stellt. Daraus geht unmittelbar hervor, daß der „sittliche Charakter“ es ist, welcher den eigentlichen Kern der Persönlichkeit bildet.

Damit wird zugleich der Begriff der Persönlichkeit erst in seiner Tiefe erfaßt. Die bloß gegebene individuelle Eigenart als eine Summe von Anlagen wird zur brauchbaren Einheit und verwirklicht damit ihre Bestimmung erst in dem freien Tun der sittlichen Persönlichkeit. Der Weg von der bloßen Summe angeborener Elemente zum einheitlichen Ich führt durch die freie Selbsttätigkeit. In diesem Sinne gilt es auch von den Anlagen, daß sie erst erworben werden müssen. Auch ihnen gilt das Wort: „Was du ererbst von deinen Vätern

haft, erwirb es, um es zu besitzen." Ja, man könnte sagen, daß darin der eigentliche Sinn der Geschichte des Einzelnen, wie des Völklerlebens liegt. Niemand hat dies eindringlicher zum Ausdruck gebracht als Fichte⁷⁴⁾ in seinen „Reden an die deutsche Nation“. Es gilt, die Naturanlage durch die freie Arbeit des Willens an sich selbst zu bewußter Entfaltung und persönlicher Gestaltung zu bringen.

Die Charakterbildung erreicht ihr Ziel in der sittlichen Persönlichkeit, in welcher die Gesamtheit der individuellen Anlagen, in freier Selbsttätigkeit zur Einheit verbunden, sittlichen Zwecken dienstbar gemacht ist.

Dritter Teil. Die Erziehung des Charakters.

Die Entstehung des Charakters erfolgt nie ohne die Mitwirkung anderer Menschen. Diese Mitwirkung ist teils absichtlich, teils unabsichtlich. Das Kind kommt in Berührung mit Kameraden und mit Erwachsenen, und unmerkliche Einflüsse gehen von diesem Verkehr auch auf den Charakter aus. Der Schwerpunkt jener Mitwirkung liegt aber in der absichtlichen, planmäßigen Einwirkung auf den Charakter, welche als eine der Hauptaufgaben der Erziehung anerkannt ist. Hier verwandelt sich die Frage, wie der Charakter sich bildet, in die andere, wie er gebildet wird. Eine vollständige Beantwortung dieser Frage wäre eine ganze Erziehungslehre. Denn alle wichtigeren Fragen der Erziehung sind von irgendwelcher Bedeutung für die Charakterbildung. Für uns kann es sich nur darum handeln, die Grundsätze für die Erziehung des Charakters anzudeuten, welche aus der bis jetzt gewonnenen Erkenntnis über das Wesen und die Entstehung des Charakters sich ergeben.

I. Das „Recht der Selbstentfaltung“ und die Charakterbildung.

Bei der Erziehung handelt es sich stets um eine planmäßige Einwirkung Erwachsener, der Erzieher, auf die Heranwachsenden, die Zöglinge. Da für diese Einwirkung der Zweck der Erziehung maßgebend ist, kann dieselbe teils Unterstützung dessen sein, was dem Zweck der Erziehung entspricht, teils Gegenwirkung gegen das, was ihm zuwider ist.

Es ist unter den Pädagogen Schleiermacher, der zuerst diese „verschiedenen Gesichtspunkte für das Geschäft der Erziehung“ mit aller Schärfe auseinandergehalten hat. „Nach dem einen Gesichtspunkt haben wir die Maxime, die Erziehung solle nur die Erweckung und die Unterstützung des Guten sein, und zwar in Beziehung auf die Vorbereitung des Hineintretens in die größeren sittlichen Lebensgebiete und in Beziehung auf die Entwicklung der persönlichen Eigentümlichkeit. Nach dem anderen Gesichtspunkt haben wir die Maxime, die Erziehung solle und dürfe nur Gegenwirkung, also Unterdrückung des Bösen sein. Zum Guten in seinem universellen und ideellen Charakter lägen die Keime im Menschen selber, und würden sich schon entwickeln, wenn die Erziehung nur vollständige Gegenwirkung gegen das Störende wäre.“⁷⁵⁾ Im ersteren Falle scheint die Voraussetzung zugrunde zu liegen, daß das Gute angeboren sei und nur der Entwicklung bedürfe, um auch das Böse zu unterdrücken, im letzteren Falle die entgegengesetzte Voraussetzung, daß das Böse angeboren sei, und daher seine Unterdrückung genüge, um dem Guten Raum zu schaffen.

Wenn nun Schleiermacher der Ansicht ist, das Wesen der Erziehung bestehe nicht in einer der beiden Tätigkeiten, sondern in einem Ineinander derselben, so werden wir ihm ohne weiteres zustimmen können.

Die Frage ist aber, wie sich vom Standpunkte der Charakterbildung die Unterstützung zur Gegenwirkung verhält? Es unterliegt hier keinem Zweifel, daß die „Unterstützung“ der weitaus fruchtbarere der beiden Wege ist. Den Gegenstand der Erziehung bildet der Mensch mit seinen Anlagen, welche entwickelt werden sollen. Die angeborene geistige Eigenart soll zur völligen Entfaltung gelangen. Jede Gegenwirkung schließt aber die Gefahr in sich, mit dem Schlimmen, was im Interesse der Erziehung bekämpft werden soll, die Entfaltung irgendeiner Anlage zu stören und sie bei dauernder Hemmung verkümmern zu lassen. Das wissensdurstige Kind, das für sein unaufhörliches Fragen bestraft wird, weil es den Eltern unbequem ist, kann in der natürlichen Entfaltung seines Interesses an allem Wissenswertem dauernd geschädigt werden.

Noch wichtiger ist, daß jede Gegenwirkung dem unmittelbar entgegengearbeitet, was wir als Hauptmittel zur Verbindung der vielen verschiedenen Anlagen in der Einheit der Persönlichkeit kennen gelernt haben, der freien Selbstbetätigung des

Individuums. Nur im freien Wollen und Handeln finden alle, auch die in der Peripherie des Geisteslebens liegenden Fähigkeiten ihren Mittelpunkt. Die Selbsttätigkeit auf irgendeinem Gebiete der angeborenen Fähigkeiten des Individuums schafft eine Lust, welche auf die ganze Stimmung ausstrahlt, die Spannkraft erhöht und durch ihren belebenden Einfluß andere Anlagen hervorlockt und zur Betätigung bringt. „Der Zögling lernt gern und mit Lust“, sagt Fichte in seinen Reden an die deutsche Nation, „und er mag, solange die Spannung der Kraft vorhält, gar nichts lieber tun, als lernen, denn er ist selbsttätig, indem er lernt, und dazu hat er unmittelbar die allerhöchste Lust.“ Das erste Hauptstück der Erziehungskunst ist daher, diese eigene Tätigkeit des Zöglings in irgendeinem uns bekannten Punkte nur erst anzuregen. „Ist dieses gelungen, so kommt es nur noch darauf an, die angeregte von diesem Punkte aus in immer frischem Leben zu erhalten, welches allein durch regelmäßiges Fortschreiten möglich ist, und wo jeder Fehlgriff der Erziehung auf der Stelle durch Mißlingen des Beabsichtigten sich entdeckt.“⁷⁶⁾

Noch deutlicher tritt das Bedenkliche der Gegenwirkung für den Charakter selbst hervor. Die Entfaltung der eigentlich wertvollen Willenseigenschaften, der Konsequenz, der Kraft, der Selbständigkeit des Wollens wird beständig gestört durch Eingriffe von außen. Der Zögling gewöhnt sich daran, auf diese Eingriffe zu warten, um überhaupt etwas zu tun. An die Stelle charaktervollen eigenen Wollens tritt die Abhängigkeit von der fremden Vorschrift, die dann später etwa durch die Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung ersetzt werden mag.

Ein Erziehungsmittel wird also um so brauchbarer für die Charakterbildung sein, je weniger „Gegenwirkung“ damit verbunden ist, und derjenige Erzieher wird der beste sein, der am wenigsten zu verbieten genötigt ist. Neuere Bestrebungen auf dem Gebiete der Erziehungslehre haben dies ja auch mehr und mehr anerkannt, aber man ist dabei vielfach in das andere Extrem verfallen. Das auch im Interesse der Charakterbildung durchaus zu fordernde „Recht der Selbstentfaltung“ wird oft genug als ein bloßes Gewährenlassen verstanden.

Auch die viel gelesene schwedische Schriftstellerin Ellen Key⁷⁷⁾ ist dieser Gefahr nicht entgangen. Sie weiß zwar ihre idealen Forderungen für das „Jahrhundert des Kindes“ in treffende Formen zu kleiden, die vielfach die Schwächen der heutigen

Erziehung auch hinsichtlich der Charakterbildung grell beleuchten. „Wie wäre es, wenn man endlich anfinge, der Anweisung der Natur zu folgen und einzusehen, daß das größte Geheimnis der Erziehung gerade darin verborgen liegt — nicht zu erziehen?!“ „Ruhig und langsam die Natur sich selbst helfen lassen und nur sehen, daß die umgebenden Verhältnisse die Arbeit der Natur unterstützen. Das ist Erziehung.“ „In einigen wenigen Fällen zurückhaltend auf die Handlungen des Kindes einzuwirken — d. h. das Kind mit Baumaterial für seine Persönlichkeit zu versehen und es dann selbst bauen zu lassen — das ist, mit einem Worte, die Kunst der Erziehung.“ Sie betont mit Recht, wie die erste Erziehung darauf hinielen müsse, die Individualität zu stärken. Wenn sie aber ihre „Träume von einer Zukunftsschule“ schildert, in der die Seelen eine „freie volle Selbstentwicklung erhalten sollen, wenn sie die große Revolution vorbereiten will, welche das ganze jetzige System zertrümmert und ihm nicht einen Stein auf dem andern läßt oder eine Sintflut der Pädagogik herbeiwünscht, „bei der die Arche nur Montaigne, Rousseau, Spencer und die neue kinderpsychologische Literatur zu enthalten brauchte“, und wenn sie dann in ihrer Zukunftsschule z. B. „Wahlfreiheit in allen Gegenständen“ herrschen lassen will, so geraten wir doch auf einen Boden, wo das erträumte Ideal gar zu sehr mit der praktischen Undurchführbarkeit zusammenstößt.

Ja, es fragt sich sogar sehr, ob die vollständige Ausführung eines solchen Planes nicht gerade das Ziel, das auch Ellen Key im Auge hat, die Persönlichkeits- und Charakterbildung, schädigen würde.

Es gab einmal eine Schule, welche diesen Grundsatz der vollkommen freien Selbsttätigkeit der Kinder allen Ernstes zu verwirklichen suchte. Kein Geringerer als Leo Tolstoi hat auf seinem Gute Jasjana Poljana im russischen Gouvernement Tula 1861 eine solche „freie Schule“ eingerichtet. Die Schüler kamen und gingen, wann es ihnen beliebte, taten, was sie wollten, lernten, was ihnen gefiel und wie es ihnen gefiel, ohne Nötigung und Disziplin, außer derjenigen, die sie selbst einführten. Zwang oder Befehle gab es nicht. „Die ausschließliche Aufgabe des Lehrers bestand darin, daß er die Aufmerksamkeit der Schüler durch die Art seines Unterrichts fesselte und sie veranlasste, Ordnung zu halten.“ „In dieser freien Schulrepublik“ — so wird weiter darüber berichtet — „machten die Kinder sehr gute Fortschritte, sie lernten die Schule und das Lernen lieben, weil die

Lehrer mit Tolstoi überzeugt waren, daß jeder Zwang schädlich sei, und nur beweise, daß die Methode und der Unterricht, die des Zwanges bedürfen, falsch seien.“⁷⁸⁾ Tolstoi gab auch unter dem Titel „Jasnaja Poljana“ eine pädagogische Zeitschrift heraus, in welcher er seine Unterrichtsmethode entwickelte. Schule und Zeitschrift erregten Aufsehen, nicht bloß in Rußland, sondern auch in Westeuropa, und zogen auch die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich. Charakteristisch ist, was der zur Äußerung aufgeforderte „Minister der Volksaufklärung“ bemerkte, „daß die Tätigkeit des Grafen Tolstoi alle Hochachtung verdiene und daß das Ministerium sich verpflichtet glaube, ihn zu unterstützen und ihm seine Mitwirkung angedeihen lassen zu müssen, obwohl es nicht alle seine Ansichten teilen könne; es hoffe aber, er werde sich wohl nach reiflicher Prüfung von manchen dieser Ansichten selbst lossagen“. Wir erfahren jedoch, daß die Schule in Jasnaja Poljana nach etwa drei Jahren wieder einging, „nicht weil ihr Gründer das Interesse daran verlor, sondern weil die Kinder des Dorfes alles gelernt hatten, was sie für nützlich hielten und weil die Zahl der neuen Schüler zu gering war, um für sie die Schule fortbestehen zu lassen“. Wir werden aber nicht fehlgehen in der Annahme, daß überhaupt nur die hervorragende Persönlichkeit Tolstois und sein pädagogisches Geschick, das die Schule in eine Familie verwandelte, ihr eine so lange Existenz ermöglichte. Der Versuch verdient aber das lebhafteste Interesse, weil er dem Grundgedanken aller jener Bestrebungen der Selbstentfaltung, der Persönlichkeits- und Charakterbildung, nämlich der vollen Freiheit der Selbsttätigkeit, eine äußerste und folgerichtige Verwirklichung in einer Schule schuf. Wie dieser Versuch und wie auch jene Reformgedanken vor Ellen Key zu beurteilen sind, das wird uns deutlicher werden, wenn wir den bisherigen Beispielen ein weiteres hinzufügen, nämlich die Art, wie einer der berufsmäßigen Erzieher, der diesen Anschauungen nahe steht, ihnen die psychologische und pädagogische Begründung gibt.

Berthold Otto geht in seinem „Lehrgang der Zukunftsschule“⁷⁹⁾ von dem „Begriff des natürlichen Unterrichts“ aus. Das Kind hat, wenn es in das schulpflichtige Alter tritt, einen mehr als fünfjährigen Kursus des Anschauungs- und Sprachunterrichts hinter sich. Ohne regelmäßige Lehrstunden, ohne „häusliche Arbeiten“, ohne Strafen, wenn man sein „Pensum“ nicht „konnte“, hat es in dieser Zeit dennoch recht viel gelernt,

wahrscheinlich den größten Teil von allem, was es überhaupt zu lernen hat. Es hat die Sinnesempfindungen ausgebildet, jede Art von Anschauungen sich angeeignet, und, was das schwerste ist, eine Sprache, nämlich seine Muttersprache in ihren Grundzügen erlernt. Vergleicht man nun diese „natürliche Unterrichtsmethode“ mit den Methoden der Schulzeit, beobachtet man z. B., wie viel Zeit und Mühe etwa der Gymnasiast für die Erlernung einer Sprache aufwenden muß, so wird man, was die Erfolge betrifft, jener Methode den Rang vor allen übrigen zuerkennen müssen. Mit dem Augenblick, in welchem das Kind in die Schule eintritt, geht ein großer Teil jenes Interesses am Wissen verloren, und Unlust und Gleichgültigkeit treten an die Stelle des freudigen Lernens. Dies liegt zum Teil an der starken und plötzlichen Freiheitsbeschränkung, die das Kind täglich 2—4, ja selbst 5 Stunden an denselben Platz bannt, besonders aber daran, daß es jetzt zum Lernen von Dingen gezwungen wird, für die es kein Interesse hat. Das Geheimnis jener natürlichen Unterrichtsmethode dagegen besteht darin, daß jede Erkenntnis in dem für sie günstigsten Augenblicke entsteht. Die vernünftige Mutter gibt dem Kinde vielfache Gelegenheit, seinen Erkenntnistrieb zu betätigen, sie gibt ihm mannigfaltiges Spielzeug, zeigt ihm dieses und jenes, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Niemals aber wendet sie ernstlichen Zwang an, um das Kind zur Aufmerksamkeit zu bringen. Ist das Kind ermüdet oder hat es keine Neigung zu dem, was die Mutter zeigt, so überläßt sie es sich selber, ist aber sofort wieder bereit, wenn es nach ihm verlangt. Das einzig Leitende bei diesem Unterricht ist stets der Erkenntnistrieb des Kindes und seine augenblickliche Befriedigung nach freier Wahl.

Man wird zugeben müssen, daß hier auf einen wunden Punkt unserer gegenwärtigen Erziehung der Finger gelegt ist. Der Übergang von der „Kinderstubezeit“ zur „Schulzeit“ ist in der That ein außerordentlich schroffer. Im Verhältnis zu der vorangegangenen Freiheit des Lernens und der Bewegung überhaupt muß die „Fesselung“ an einen bestimmten Platz, das Verbot, der inneren Lebhaftigkeit durch äußere Geberden jederzeit Ausdruck zu geben, die Nötigung zum Aneignen des Uninteressanten als ein fast unerträglicher Zwang wirken und muß notwendig ebenso die freie Entfaltung der Anlagen überhaupt wie das Wollen und damit die Charakterbildung ungünstig beeinflussen. Und es wird als eine der wichtigsten Aufgaben

der Pädagogik zu betrachten sein, hier Wege und Übergänge zu finden, welche den Gesetzen der kindlichen Entwicklung mehr entsprechen.

Aber es liegt zugleich noch ein tieferes Problem in dem ganzen Verhältnis von Unterricht und Schule zur Charakterbildung. Der Unterricht übermittelt dem kindlichen Geiste das Wissen der Zeit. Er bringt ihm damit stets etwas Fertiges entgegen, das angeeignet werden soll. Je größer dieser Stoff aber ist — und die moderne Entwicklung sorgt dafür, daß er immer mehr zunimmt, — desto mehr muß sich der Widerspruch geltend machen, der zwischen der persönlichen Selbständigkeit des Charakters und der bloßen Annahme eines von fremder Seite dargebotenen Inhalts besteht. Dieser Widerspruch äußert sich bei der gesunden Natur im Zweifel an dem Überlieferten. Wie die Geschichte der Menschheit durch Zweifel hindurch zur Reife führt, so auch die des Individuums. Und der vernünftige Erzieher wird diese Erschütterung des Autoritätsglaubens nicht als ein Unglück beklagen⁸⁰⁾, sondern als Zeichen dafür begrüßen, daß der werdende Charakter sich mit dem aufgedrängten Stoff abzufinden beginnt, um zur Wahrheit durchzudringen.

Es unterliegt aber schweren Bedenken, wenn etwa Ellen Keys „Wahlfreiheit in allen Gegenständen“ oder Ottos Grundsatz der „natürlichen Methode“, „daß jede einzelne Erkenntnis in dem für sie günstigsten Augenblick entsteht,“ als alleinige Forderung aufgestellt werden. Damit würde ein Element der Charakterbildung auf Kosten eines anderen gepflegt, die Selbständigkeit zuungunsten der Konsequenz und der Vorbereitung des sittlichen Charakters. Damit käme man der Augenblickslaune des Kindes allzusehr entgegen und begünstigte eine Unstetigkeit des Vorstellens und eine flatterhaftigkeit des Wollens, die der kindlichen Natur bei dem noch mangelnden allseitigen Zusammenhang des Geisteslebens sehr naheliegen, über die es aber eben durch eine allmähliche Erstarrung des Charakters hinauskommen soll. Es darf ihm die Erfahrung nicht erspart werden, daß es im Interesse höherer Forderungen Neigungen überwinden, der Ordnung der Schule und Familie auch auf Kosten der eigenen Wünsche sich fügen und entgegen dem Wechsel der Stimmungen anhaltend arbeiten lernen muß, um etwas zu erreichen. Was für das charaktervolle Handeln des Erwachsenen maßgebend werden soll, der Gedanke der Pflicht, die über allen Wünschen des Augenblicks steht, und die Idee des Berufes, dessen gewissenhafte

Erfüllung Opfer fordert, das muß schon im Leben des Kindes vorbereitet werden, indem es lernt, bestimmten Aufgaben durch ein gewisses Maß von Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung zu genügen und in dem kleinen Kreise der Familie und der Schule die ihm zugewiesene Stelle als Glied eines Ganzen auszufüllen.

Damit muß aber Hand in Hand gehen die Entfaltung der Anlagen, durch welche es erst fähig wird, diesem Ganzen zu dienen. Und da die Verbindung dieser Anlagen zur Einheit eines wirksamen Handelns sowie die „Charakter“bildung im eigentlichen Sinne nur möglich ist durch freie Selbsttätigkeit, so wird allerdings diejenige Erziehung die beste sein, welche, ohne das Ziel aus dem Auge zu verlieren, am wenigsten genötigt ist, unmittelbar erzieherisch einzugreifen und dadurch in irgendeinem Punkte die Entwicklung einer Anlage zu hemmen oder der Übung des freien Wollens und Handelns entgegenzutreten.

Nach diesem Maßstab sind auch alle einzelnen Maßnahmen und Mittel der Erziehung zu beurteilen.

II. Schuleinrichtungen und Berufswahl in ihrem Verhältnis zur Charakterbildung.

Die zur Charakterbildung erforderliche Selbsttätigkeit setzt eine allgemeine Berücksichtigung der Anlagen des Einzelnen voraus, wie sie in der Schule nur innerhalb gewisser Grenzen möglich ist. Übungsfähigkeit, Ermüdbarkeit, Erholungsfähigkeit, Ablenkbarkeit, Vorstellungstypus, Eigentümlichkeiten des Gedächtnisses, der Phantasie, des Denkens, des Temperaments, die ganze angeborene Eigenart, deren wichtigste Seiten wir in kurzem Überblick kennen gelernt haben, müßten streng genommen für die Art der Behandlung des Individuums maßgebend werden.

Die neueren Schuleinrichtungen haben auf diesem Gebiet schon namhafte Fortschritte zu verzeichnen. Man hat gewisse Unterschiede der Begabung in der Gliederung der Schulklassen berücksichtigt. Die Schwachbegabten wurden in besonderen Klassen, in „Hilfsschulen“ untergebracht, um den geringeren Fähigkeiten in dem ganzen Unterrichtsbetrieb Rechnung tragen zu können. Auch für die Charakterbildung ist diese Neueinrichtung, die in der Mannheimer Schulorganisation eine vorbildliche Verwirklichung erfahren hat, von nicht geringer Bedeutung. Unter Höher-

begabten steht der Schwachbegabte stets unter einem gewissen Druck. Immer und immer wieder wird ihm an dem Mehr der anderen Leistungen die Unzulänglichkeit seiner eigenen vor Augen geführt, und seine Selbstthätigkeit kann sich nicht hervorwagen, ohne den Spott der andern auf sich zu ziehen. Ganz anders, wo er sich unter seinesgleichen fühlt. Da belebt sich sein ganzes Wesen durch die Aussicht, auch wie die andern etwas leisten zu können; welchen Einfluß aber diese sich regende Selbstthätigkeit auf die ganze Natur des Individuums mit Einschluß des körperlichen Lebens, besonders auf die Erstarbung des Willens und Tuns und damit des Charakters haben kann, das bezeugen die Leiter solcher Schulen aus vielfacher Erfahrung.

Auch Sonderschulen für hervorragend Befähigte sind vorgeschlagen worden. Die Hemmung, welche die Rücksicht auf den Durchschnitt der Schüler dem hervorragenden Talent auferlegt, kann eine ungünstige Wirkung auf die freie Entfaltung der Persönlichkeit ausüben, schon deshalb, weil das Interesse erlahmt und die vorhandenen Anlagen nicht mehr zur Selbstbetätigung reizt. Eine vollständige Beseitigung dieser Schwierigkeit wäre aber nur dann zu erwarten, wenn es möglich wäre, in einer solchen Sonderschule, wo gerade die gesteigerte Entwicklungsmöglichkeit die Richtung der besonderen Anlage stark hervortreten läßt, auf die individuelle Begabung des Einzelnen besondere Rücksicht zu nehmen. Dieser Forderung kommt der Reformvorschlag des Berliner vortragenden Rates Dr. Matthias entgegen, in der Oberprima es dem Schüler freizustellen, seiner Anlage, Befähigung und Neigung entsprechend gewisse Fächer in größerem Umfange zu betreiben, auf andere dagegen zu verzichten. Allen diesen, in die Schuleinrichtungen tief eingreifenden Maßnahmen steht vorderhand die Beschränktheit der Mittel und die geringe Zahl der Lehrkräfte entgegen. Auch sind die Ansichten der erfahrenen Pädagogen darüber noch zu wenig einheitliche, als daß man an eine allgemeine Einführung solcher Einrichtungen im großen Stil denken könnte.

Um so mehr muß gefordert werden, daß die Schule wenigstens innerhalb der durch ihre jetzige Einrichtung gegebenen Möglichkeit der wichtigen Aufgabe der Charakterbildung mehr und mehr gerecht werde, und daß die Familienerziehung, die auf das Individuelle der Persönlichkeit viel eingehender Rücksicht nehmen kann, ihr darin ergänzend zur Seite stehe. Es gilt, die angeborenen Fähigkeiten hervorzulocken, damit sie in freier Selbst-

tätigkeit ihre Entfaltung finden, das Wollen in der Wechselwirkung mit der kleinen Gemeinschaft der Schule und Familie zugleich zu stärken und zu zügeln und ihm durch Sättigung mit edlem Inhalt die Richtung des sittlichen Charakters zu geben.

Für den Schulbetrieb haben besonders die unter dem Namen „Arbeitschule“ hervorgetretenen Bestrebungen dieser Forderung Rechnung getragen. Wenn der Schüler den anzueignenden Wissensinhalt nicht bloß als Gedächtnisstoff passiv hinnimmt, sondern in eigener Tätigkeit schaffend und gestaltend sich erarbeitet, dann erst wird er wirklich sein geistiges Eigentum, dann erst erfüllt aber auch die Schule eine ihrer wichtigsten Aufgaben, an der Schularbeit selbst Willen und Charakter erstarken zu lassen. An den Gegenständen, die er selbst formt und zeichnet, erlebt der Schüler und die Schülerin die Freude selbsttätigen Schaffens, die alle seine schlummernden Fähigkeiten hervorlockt und die vor allem die große Bedeutung hat, alle die Bewegungen des Körpers und die Äußerungen einzelner Fähigkeiten in den Dienst des durch einen einheitlichen Zweck bestimmten Wollens zu stellen. Mit der Übung des Willens und der durch sie bedingten Bildung des Charakters verbindet sich erst die Möglichkeit, die Vielheit der Anlagen durch die Selbsttätigkeit zur Einheit der Persönlichkeit zusammenzuschließen.^{80b)} Die öffentliche Beurteilung der „Arbeitschule“ hat stark darunter gelitten, daß sie von manchen Seiten mit der bloßen Handbetätigung gleichgesetzt wurde. Ihr tieferer Sinn ist die Pflege der Selbsttätigkeit auf allen Gebieten, die auf den unteren Stufen allerdings stets durch körperliche Tätigkeit vermittelt und unterstützt werden muß, mit der fortschreitenden Entwicklung des Schülers aber mehr und mehr in rein geistige Selbsttätigkeit übergehen kann.

Doch vermag die Schule niemals den Charakter bis zu völliger Reife zu entwickeln, da dies nur im „Strom der Zeit“, nur in beständiger Wechselwirkung des „mündig“ gewordenen, unter voller eigener Verantwortung handelnden Menschen mit seiner Umgebung und mit anderen Handelnden möglich ist.

Von entscheidender Bedeutung für die Charakterbildung ist daher das, was auf die Schule folgt, die Berufswahl. Im Beruf dient der Einzelne mit den ihm gegebenen besonderen Fähigkeiten dem Ganzen, in dem er lebt. Entspricht der Beruf den Anlagen, so ist dadurch die harmonische Entfaltung derselben ermöglicht, und es wird durch die damit gegebene Selbsttätigkeit die Grundlage für die einheitliche Gestaltung der Persön-

lichkeit aus den Anlagen und für die Entwicklung des Charakters geschaffen. Zwingt dagegen der Beruf zu einer Tätigkeit, für welchen keine Anlagen vorhanden sind, so wird die Erfüllung derselben zu einem mechanischen Tun des Vorgeschiedenen, zu einem Nachmachen des Vorgemachten, und je gewissenhafter ein solcher Mensch ist, desto mehr quält er sich ab mit einer Aufgabe, die ihm keine befriedigende Selbsttätigkeit ermöglicht und seine besten Kräfte brach liegen läßt. Soll dies vermieden werden, so muß die Wahl des Berufes durchaus nach den vorhandenen Anlagen erfolgen.

Aber welche Rücksichten sind hier in der Regel maßgebend? Soziale Stellung, Mode, Zeitrichtungen, leichter und baldiger Erwerb, zufällige Erleichterung des Bildungsgangs, oft alles andere eher denn die Kardinalfrage: in welcher Richtung zeigen die angeborenen Fähigkeiten des Kindes? Die häufige Folge ist, daß der verfehlte Beruf ein verfehltes Leben mit sich führt. Verfolgen wir etwa den Lebensgang jenes praktisch oder technisch veranlagten Knaben, der aus sozialen Rücksichten in das humanistische Gymnasium gepreßt wird, Latein und Griechisch nur mit äußerster Mühe bewältigen kann und von Klasse zu Klasse geschleppt wird, um zuletzt notdürftig in einem seiner eigentlichen Veranlagung widerstrebenden Berufe eine Unterkunft zu finden. Das Beste in ihm bleibt unentwickelt, da ihm nicht die Freude zuteil wird, das in freier Kraftbetätigung wirken zu lassen, was die Natur ihm gegeben hat. Und — was das Schlimmste ist — auch der „Charakter“ leidet Schaden, da bei der mechanischen Einübung eines Kreises von Aufgaben, der dem eigenen Wesen zuwider ist, die Selbsttätigkeit und damit das selbständige Wollen nicht ausreichend geübt und die eigene Leistung nicht als sittlich wertvoller Beitrag zum Ganzen empfunden wird. In einem gedrückten und verschüchterten Wesen wird sich daher häufig diese Verkümmernng des Charakters verraten.

Aus alledem geht hervor, welche Verantwortlichkeit den Eltern auferlegt ist, welche über die Berufswahl des Kindes entscheiden. Die soziale Entwicklung der Neuzeit hat die Erwägungen darüber auf das Äußerste erschwert.⁸¹⁾ Steht aber unter denselben nicht die Rücksicht auf die Anlagen voran, so ist hierdurch nicht bloß die Charakterbildung, sondern auch das Lebensglück gefährdet. Hat Goethes Wort recht:

„Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit“,

so leitet die Selbstbetätigung der in den Menschen gelegten Kräfte zum „Glück“, denn sie führt, verbunden mit der Übung des sittlichen Willens, durch die Charakterbildung zur Persönlichkeit.

III. Das Verhältnis der einzelnen Erziehungsmittel zur Charakterbildung.

Aus dem Bisherigen ergibt sich auch, wie vom Standpunkte der Charakterbildung aus die einzelnen Mittel der Einwirkung zu beurteilen sind, deren die Erziehung sich bedient.

Geht sie darauf aus, Willensgewohnheiten zu schaffen, so wäre es am einfachsten, das dem Erziehungszweck entsprechende Verhalten durch äußeren Zwang herbeizuführen.

Es ist interessant, eine der erfolgreichsten Erzieherinnen der Gegenwart, die Lehrerin der taubstummblinden amerikanischen Studentin Helen Keller, von deren Selbstbiographie früher die Rede war, Fräulein Sullivan berichten zu hören, wie sie trotz ihrer Abneigung gegen gewaltsame Mittel sich zu diesem Verfahren genötigt sah. „Im guten konnte ich gar nichts von ihr erreichen. Selbst zu den einfachsten Dingen, wie zum Kämmen ihres Haares, zum Händewaschen, zum Zuknöpfen ihrer Schuhe mußte sie mit Gewalt angehalten werden, und natürlich war ein peinlicher Auftritt die Folge. Ich habe viel darüber nachgedacht, und je reiflicher ich mir die Sache überlege, desto fester bin ich überzeugt, daß Gehorsam das Tor ist, durch welches das Wissen, ja sogar die Liebe ihren Einzug in die Seele eines Kindes halten.“⁸²⁾ Nachdem sie diesen Gehorsam erzwungen und ihrer Schülerin durch ihre körperliche Überlegenheit fühlbar gemacht hatte, daß ihr stärkerer Wille jedem Eigensinn gewachsen sei, war auch das Eis gebrochen, und es entwickelte sich ein denkbar harmonisches Verhältnis zwischen Erzieherin und Zögling, das, von Liebe und Geduld getragen, allein jene außergewöhnlichen Ergebnisse der Erziehung der Taubstummblinden zur hochgebildeten Schriftstellerin ermöglichte. Der Ausnahmefall darf uns nicht darüber täuschen, daß der Hauptanlaß dieses Verfahrens allgemein-gültig ist. Gehorsam ist die Grundbedingung aller erzieherischen Einwirkung, zu deren Herbeiführung bei dem einigermaßen temperamentvollen Kinde irgend einmal Anwendung von Gewalt nicht zu entbehren sein wird. Dies tritt nur hier besonders drastisch hervor, da der Übergang vom tierähnlichen zum menschen-

ähnlichen Zustand in jenem Fall verhältnismäßig spät, erst im siebenten Lebensjahr herbeigeführt wurde. Auch beim normalen Kinde hält selbst Ellen Key während der drei ersten Lebensjahre „eine Art Dressur“ für notwendig, „um die Voraussetzungen zu einer höheren Erziehung zu schaffen“.⁸³⁾ Aber allerdings, nur als Vorbedingung für die erzieherische Einwirkung überhaupt, nicht als bleibendes Mittel derselben kann der Zwang in Betracht kommen. Denn er führt ja nur das äußere Tun im Gegensatz zum Wollen des Zöglings herbei, erzieht also nicht dieses selbst und damit auch nicht den Charakter.

Es gibt aber auch eine Art inneren Zwanges, der von manchen als das Allheilmittel auf dem Gebiete der Erziehung empfohlen wird. An die Stelle der alten Methoden soll die Suggestion treten. Das Wort wird vielfach als vornehm-sein-sollende oder wissenschaftlicher klingende Bezeichnung für seelische Beeinflussung eines Menschen durch einen anderen überhaupt gebraucht, die sich in der Hervorrufung von Gedanken, Gefühlen, Wollungen äußern kann. In diesem Sinn ist sie natürlich das Hauptmittel jeder Erziehung und jedes Unterrichts. Gegenüber dieser unzweckmäßigen Verallgemeinerung verstehen wir unter „Suggestion“ stets eine solche seelische Beeinflussung, bei welcher die Selbsttätigkeit des Beeinflussten abnorm herabgesetzt, sein eigenes Urteilen und Wollen also mindestens teilweise ausgeschaltet ist. Besonders treffend beschreibt der russische Psychiater von Bechterew⁸⁴⁾ diese Art der Einwirkung der Außenwelt auf unsere Seele gegenüber der aus der inneren Verarbeitung der Ausdrücke hervorgehenden „Überzeugung“: „Aber auch ohne unser Ich zu berühren können gewisse Einflüsse der Psyche zugehen. Nicht durch den Haupteingang, sondern sozusagen von der Hintertreppe aus betreten sie unmittelbar die inneren Gemächer der Seele.“ Das ist der Weg der Suggestion. „Suggestion beruht also auf unmittelbarer Übertragung oder Impfung bestimmter Seelenzustände mit Umgehung des Willens, ja nicht selten auch des Bewußtseins des aufnehmenden Individuums.“ Diese suggestive Beeinflussung ist besonders erleichtert in dem schlafartigen Zustand der Hypnose, da hier der gesteigerte Zustand der Passivität ihre Einwirkung begünstigt. Es ist ja bekannt, wie weit hier die Beeinflussung des hypnotisierten Individuums gehen kann, das Tinte für Wein trinkt, auf einem Stuhl einen Ausritt unternimmt oder auf einem Seil zu tanzen meint, um mit einem markerschütternden Schrei in die Tiefe zu

stürzen. Da die in der Hypnose gegebene Vorstellung auch nach dem Erwachen, „posthypnotisch“ wirken kann, so daß z. B. ein dem Hypnotisierten gegebener Befehl im wachen Zustande zu einer bestimmten Zeit ausgeführt wird, so hat man darin ein Mittel zur Leitung des Vorstellens und Wirkens überhaupt gesehen. Schon die bloße genaue Bestimmung des Wesens der Suggestion und Hypnose hat jedoch gezeigt, in welchem Gegensatz ihr Verfahren zu den Bedingungen der Erziehung und insbesondere der Charakterbildung steht. Die Suggestion ist um so wirksamer, je mehr die Selbsttätigkeit des Beeinflussten herabgesetzt ist; der Erziehungszweck wird aber um so besser erreicht und die Charakterbildung um so mehr gefördert, je mehr der Selbsttätigkeit des Ich Raum gelassen wird. Suggestion und Hypnose mögen daher in der Hand des Arztes zur Beseitigung krankhafter Zustände sehr wertvoll sein; in der Hand des Erziehers könnten sie nur das Gegenteil dessen bewirken, was sie bewirken sollen.

Neben den Zwang treten als Erziehungsmittel *Ermahnung* und *Warnung*. Man sucht auf den Zögling einzuwirken, indem man ihm sagt und wieder sagt, was er tun und was er vermeiden soll. Wie unwirksam aber im allgemeinen bloße Vorstellungen sind, das lehrt die Erfahrung hundertfach. Man wird Ellen Key nicht ganz unrecht geben können, wenn sie sagt: „Ermahnungen sind das schlechteste aller Erziehungsmittel.“⁸⁵⁾ Der Inhalt des Wollens stammt ja allerdings aus der Vorstellungswelt, und es ist richtig, was Herbart besonders betont, daß die „Charakterstärke der Sittlichkeit“ wesentlich durch die Vorstellungsmassen bedingt ist.⁸⁶⁾ Aber Vorstellungen erhalten ihre Kraft erst durch die Gefühle, welche sich mit ihnen verbinden. Erst dadurch werden sie zu den Motiven des Wollens. Was uns Lust verspricht, das streben wir an, und was Unlust verursacht, das vermeiden wir. Die wahren Machthaber im Reiche der Seele sind also die Gefühle. Sie verbinden sich zwar in der Regel mit Vorstellungen oder „Gedanken“; aber wenn eine solche Verknüpfung von Vorstellungen und Gefühlen, z. B. die Vorstellung einer Ehrung, welche den Ehrgeizigen lockt, das Handeln bestimmt, so sind es nicht die Vorstellungs-, sondern die Gefühlselemente, welche den Ausschlag geben. Daher ist es auch ein Irrtum, welcher der in manchen ihrer Erscheinungen sehr beachtenswerten Bewegung der „Neuen Gedanken“ (New Thought) in Amerika zugrunde liegt. Am meisten frei von un-

gesunden Auswüchsen und am glücklichsten in der Einfachheit der Darstellung hat Ralph Waldo Trine diese Bestrebungen mit besonderer Anwendung auf unseren Gegenstand vertreten. Seine „Charakterbildung durch Gedankenkräfte“⁸⁷⁾ verkündigt das „große Gesetz, das die Entstehung von Gewohnheiten und die Bildung des Charakters beherrscht“. Die Kraft, die allen Handlungen zugrunde liegt, ist der Gedanke. Denn jeder bewußten Tat geht ein Gedanke voraus, und wenn die Taten öfter wiederholt werden, bildet sich eine Gewohnheit, ähnlich wie Kristall sich bildet. Alle Gewohnheiten zusammen genommen bilden den Charakter. Da es aber in unserer Gewalt liegt, was für Gedanken wir uns hingeben wollen, so vermögen wir durch unsere Gedanken unsere Handlungen, unsere Gewohnheiten, unseren Charakter und damit unser ganzes Leben zu bestimmen.

Trine deutet an anderer Stelle selbst das Richtige an, wenn er sagt: „Diese Wirkung (des Gedankens) ist bestimmt durch seine Stärke und die Art der vorwiegenden Gefühle, diese Gefühle selbst sind bestimmt durch den Zustand des Menschen im Augenblick der Gedankenenerzeugung.“⁸⁸⁾ So ist es in der Tat: jene „Kräfte“ rühren von Gefühlen her, die ihre letzte Wurzel in der Eigenart des Individuums und in seinem augenblicklichen Zustand haben, und, durch Vorstellungen angeregt, eine Welt von Motiven schaffen.

Ist es also mißverständlich, von „Gedankenkräften“ zu reden, so ist es doch durchaus richtig, daß die „Gedanken“ einen maßgebenden Einfluß auf die Charakterbildung wie auf den ganzen Menschen üben, indem sie Träger von Gefühlen werden. So haben wir es bei uns und anderen in der Hand, dem Bewußtsein Vorstellungen zuzuführen, sie zu wiederholen und dadurch zu befestigen, „Gedanken“, welche das Wollen und Handeln bestimmen und dadurch dem Charakter seinen Inhalt geben. So ist es möglich, durch die Wahl der Lektüre, welche eine Fülle von Vorstellungen der Seele zuführt, durch die Versetzung in eine bestimmte Umgebung, durch die Leitung des gesellschaftlichen Verkehrs die Richtung des Wollens zu beeinflussen. Insbesondere ist es auch möglich, ein ganzes Gebiet von Motiven einfach dadurch aussterben zu lassen, daß man ihm die Nahrung durch die Vorstellungen entzieht. Mit ihnen als den Trägern der Motive verschwinden auch die Anlässe, danach zu handeln.

Man darf es freilich nicht so machen, wie „jener Schlecker, dem die Ärzte die Melonen verboten, die bei ihm jedesmal schwere Rückfälle hervorriefen“. „Er ißt keine, weil ihm der Arzt mit dem Tode droht, falls er welche ißt; diese Entsagung quält ihn aber, er redet davon, . . . er will die Melone wenigstens riechen und schätzt die sehr glücklich, die welche essen dürfen.“⁸⁹⁾ Auf dem Wege der Sinnesempfindung und Vorstellung setzt er sich immer wieder dem Einfluß des für ihn so starken Motives aus.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, welche Verantwortlichkeit der Erziehung hinsichtlich der Charakterbildung dadurch auferlegt ist, daß dem Zögling stets mit dem Vorstellungsinhalt, der sein inneres Leben bereichert, eine Welt von Motiven zugeführt wird, welche seinen Charakter mit bestimmen.

Aber ist es nicht möglich, die wertvollen Gefühle als starke Motive für das Gute unmittelbar hervorzurufen? Die Erfahrung spricht dagegen. Wie sich etwa Gefühle der Sympathie nicht einfach eingeben lassen, wo keine Grundlage im Individuum dafür vorhanden ist, so verhält es sich mit den Gefühlen überhaupt. Es liegt daher nahe, wenigstens das dem Erziehungszweck entsprechende Handeln durch starke Motive herbeizuführen, die sicher wirken, weil sie auf die Empfindungen körperlicher Zustände und auf den Selbsterhaltungstrieb sich gründen. Darin liegt das Wesen der Belohnung und der Strafe. Das Kind hat „Kuchen bekommen“, weil es „artig gewesen ist“. Mit diesem Verhalten verknüpft sich ihm das Lustgefühl an der angenehmen Speise, und in der Erinnerung daran ist es wieder „artig“, um dieselbe Lust wieder zu haben. Der Knabe hat „Schläge bekommen“, weil er dem Vater Geld entwendet hat. Er tut es später nicht wieder, weil das damals damit verbundene Schmerzgefühl als starkes Gegenmotiv wirkt.

Wie allerdings diese Erziehungsmittel vom Standpunkte der Charakterbildung zu beurteilen sind, ist unschwer zu erkennen. Zunächst ist die Strafe schon als „Gegenwirkung“ dem Erziehungszweck nicht günstig. Sie ist stets in Gefahr, einzelne wertvolle Anlagen zu unterdrücken und bei dauernder Einwirkung die Entfaltung des selbständigen Wollens zu lähmen. Dann aber schaffen beide, Strafe und Belohnung, ja nicht das, was im Interesse der Charakterbildung zu fordern ist, die freie Selbstbestimmung nach sittlichen Motiven auf Grund eigener Einsicht. Mit der körperlichen Lust und Unlust fällt auch das Motiv weg.

Am deutlichsten äußert sich dies bei dem Kinde, das, durch beständige Strafen dauernd niedergehalten, plötzlich der Freiheit sich gegenüberseht, und nun, da alle bisherigen Motive für „sittliches Handeln“ wegfallen, der Ziellosigkeit seines unentwickelten Wollens anheimfällt.

So wenig günstig aber auch Belohnung und Strafe für die Charakterbildung sind, so lassen sie sich doch nicht völlig vermeiden. Die Entwicklung vom tierischen Zustand des Menschen zum sittlichen Charakter setzt mindestens in ihren Anfängen voraus, daß ein geordnetes Verhalten als Vorbedingung für alle Entfaltung höherer Anlagen durch Strafen oder gegebenenfalls durch Belohnung gesichert wird. Je nach der Verschiedenheit der Individuen wird diese Art der Einwirkung eine größere oder eine geringere Rolle unter den Vorbereitungen der Erziehung des Charakters zu spielen haben.

Immer aber wird sie sich so gestalten müssen, daß der Übergang in die freie Selbsttätigkeit des sittlichen „Charakters“ dabei möglichst erleichtert wird. Dies geschieht einerseits dadurch, daß die Autorität, welche die Strafen — denn um diese handelt es sich in erster Linie — auferlegt, als wertvoll und gerecht erkannt wird, so daß zuletzt aus eigener Einsicht geschieht, was sie fordert, und die Ordnung der menschlichen Gesellschaft in Recht und Sitte, welche an die Stelle der erziehlichen Autorität tritt, in freier Beurteilung ihres Wertes Anerkennung findet. Andererseits wird die Auswahl der Strafen um so besser sein, je mehr sie der späteren Lebenserfahrung sich nähert, in welcher der Charakter erst zu seiner Reife gelangt. Das Wollen des Kindes bricht sich dann nicht an einer unerklärlichen Gegenwirkung der Willkür, sondern an den natürlichen Folgen seines eigenen Tuns, wie sie ihm später im Leben noch oft genug entgegen treten werden, erhält also nur diejenige Einschränkung, die es sich bei wachsender Einsicht selbst auferlegen wird, die eben deshalb auch der Charakterbildung nicht entgegenwirkt, sondern mit ihr Hand in Hand gehen muß. Es ist der englische Philosoph Herbert Spencer, der diese Lehre mit besonderer Folgerichtigkeit ausgebildet hat. Die Eigentümlichkeit der Strafen soll darin bestehen, daß sie einfach die unabweidbaren Folgen der vorausgehenden Taten, die natürlichen Rückwirkungen sind, welche die Handlungen des Kindes hervorrufen. Dem Kinde, das nach dem Spielen sich geweigert oder vergessen hat, was es umhergestreut hatte, aufzulesen und wegzuschaffen und diese Arbeit

damit anderen aufgebürdet hat, soll bei künftigen Gelegenheiten das Mittel, solche Arbeit zu veranlassen, entzogen werden. Das nächste Mal wird ihm deshalb die Mutter die Spielzeugschachtel verweigern, da andere keine Zeit haben zu tun, was ihm selbst obliegt. Das junge Mädchen, das für den täglichen Spaziergang niemals zur rechten Zeit fertig wird, soll statt des unaufhörlichen Zankens der Mutter, das nur Unempfindlichkeit erzeugt, die natürliche Folge fühlen, daß sie daheim gelassen wird und um ihren Spaziergang kommt. Sie erfährt dann nur, was sie im Leben noch oft genug erfahren wird. Auch „im Leben zieht Unpünktlichkeit den Verlust irgendeines sonst genossenen Vorteils nach sich: der Zug ist fort; das Dampfboot verläßt eben den Landungsplatz; das Beste auf dem Markt ist verkauft; oder alle guten Sitze im Konzertsaal sind besetzt.“⁹⁰⁾ Indem die Eltern die „natürlichen Folgen“ schon beim Kinde eintreten lassen, handeln sie nur als „Stellvertreter der Natur“, und ganz entsprechend der Forderung selbständiger Charakterentwicklung ergibt sich bei Spencers Lehren, wie der Verfasser eines englischen Werkes über Charakterbildung⁹¹⁾ richtig hervorhebt, „ein Minimum menschlichen Eingreifens“.

Gegen diese Theorie Spencers hat allerdings Fr. W. Förster in seiner pädagogisch sehr wertvollen „Jugendlehre“ den Einwand erhoben, die Erzieher, die doch zugleich Vorbilder sein sollen, verhalten sich, indem sie diese „natürlichen Folgen“ eintreten lassen, als „Naturmenschen“, und es werde dadurch eine gewisse Vorsicht und Berechnung hervorgerufen, während die inneren Kräfte doch nur durch geduldige, liebevolle Einwirkung und das Beispiel eines höheren Umgangs geweckt werden.⁹²⁾ Er übersieht dabei aber, daß die Familie zugleich den kleinen Kreis sozialen Lebens darstellt, welcher den ersten Schauplatz des kindlichen Handelns liefert, und wo in der Wechselwirkung mit der Umgebung der Charakter sich zu bilden beginnt. Hier macht das Kind seine Erfahrungen, hier lernt es, daß es nicht einfach seiner Laune folgen darf, ohne sich unangenehme Folgen zuzuziehen. Findet es in dieser seiner „Welt“ nur „Geduld“ gegen seine Schwächen, und Liebe, wo Strenge nötig wäre, so wird das Erfahrungsgebiet, an dem der Charakter sich bilden soll, verfälscht und eine Verzärtelung begünstigt, die sich im späteren Leben schwer rächen kann. Förster bekämpft selbst in seiner neuesten Schrift die „Übertreibungen der Individualisierung“. Er sagt selbst: „Der Charakter wächst nur durch den Wider-

stand — gerade weil die Begrenzung und der Widerstand uns an der Zersplitterung unserer Kräfte hindern und uns zu großer Energieentfaltung zwingen.“ „Die Verhärtung der individuellen Eigenart ist zweifellos die größte Gefahr für die Charakterbildung.“⁹⁸⁾ Wir dürfen diese „Gefahr“ auch auf eine Lehre ausdehnen, welche Spencers „Zucht durch natürliche folgen“ mit dem Hinweis auf das „Beispiel eines höheren Umgangs“ bekämpfen möchte.

Von demselben Gesichtspunkt aus ist auch die körperliche Züchtigung aufzufassen, die Spencer mit Unrecht schon deshalb verwirft, weil sie „künstlich“ sei. Die „natürlichen folgen“ würden oft in keinem Verhältnis zu der Tat stehen. Mit geringfügigen Verfehlungen kann Lebensgefahr verbunden sein, und Äußerungen raffinierter Bosheit oder herzloser Grausamkeit sind durch die „natürlichen folgen“ nicht genug gestraft. An ihre Stelle tritt die „künstliche“ Darstellung unangenehmer folgen überhaupt, die in der Zufügung unschädlichen körperlichen Schmerzes besteht, das lebensgefährliche Verhalten für künftig ausschließt und eine Abmessung der „folge“ nach dem Maße der Verfehlung gestattet. Man empfiehlt statt dessen etwa „Arrest“ oder „Zwangsaufgaben“. Es ist gerade vom Standpunkte der Charakterbildung sehr fraglich, ob jene länger dauernde Beraubung der Freiheit und diese erzwungene Bewältigung widerwillig übernommener Arbeit dem kurzen aber intensiven Schmerz vorzuziehen ist. Die unbefangene Beurteilung der „körperlichen Züchtigung“ hat sehr darunter gelitten, daß man stets damit den Begriff der „Prügelpädagogik“ und der Schädigung des Ehrgefühls verband. Dies gehört aber keineswegs zu ihrem Wesen, wenn sie richtig verstanden wird. Zu ihrem Wesen gehört vielmehr nur die Zufügung körperlichen Schmerzes, welche die unangenehmen Wirkungen und bitteren Erfahrungen, welche das Kind bei solchem Verhalten im späteren Leben machen würde, in der einfachen form konzentrierten körperlichen Schmerzes vorwegnimmt, gleichsam in „Reinkultur“ darstellt und dadurch ein solches Verhalten für die Zukunft zu verhüten sucht. Es ist eine Forderung der Technik, dabei Schädigungen der Gesundheit und des Ehrgefühls zu vermeiden. Wird diese Forderung berücksichtigt, so kann es für den Zögling entwürdigender und gesundheitschädigender sein, wenn er eine Stunde hinter Schloß und Riegel sitzt oder gar hundertmal schreiben muß: „Ich bin ungehorsam gewesen und werde es künftig nicht wieder tun.“ Ein weiches Zeitalter wird

allerdings eine länger dauernde, oft qualvolle Unlust dem straffen, wenige Sekunden in Anspruch nehmenden körperlichen Schmerz stets vorziehen, obwohl der letztere im Vergleich zur ersteren gerade für das Nervenystem häufiger als wohltätig wird gelten können.

Selbstverständlich gilt dies alles nur unter der Voraussetzung, daß scharfe Gegenwirkung überhaupt nötig ist. Ihre Hauptaufgabe ist, sich selbst überflüssig zu machen, und je weniger sie zur Anwendung kommen muß, desto besser ist es für die Entfaltung des selbständigen Wollens und für die Entwicklung des Charakters.

Daher stehen auch alle diejenigen Erziehungsmittel unvergleichlich höher, welche an solche vorhandene Gefühle der Kinder anknüpfen, die zu Bestandteilen des Charakters selbst werden können. Dazu gehört vor allem, daß man die guten Motive ihre volle Kraft entwickeln läßt und sie nicht durch verfrühte Gegenwirkung hemmt. Können wir auch Gefühle in einem Menschen nicht völlig neu schaffen, so können wir doch die vorhandenen steigern. Das Gewissen macht sich im Kinde schon frühe bemerkbar. Hat es irgend etwas Schlimmes getan und regt sich das Gewissen, so wäre es verfehlt, diese Regung durch eine vorzeitige empfindliche Strafe abzuschneiden. Sie soll vielmehr wachsen und erstarken und kann dadurch zu einer inneren Erfahrung werden, welche die Bildung des „sittlichen Charakters“ vorbereitet. Es ist aber auch möglich, an andere bereits vorhandene gute Regungen anzuknüpfen. Wie die Vorstellungen, so gehen auch die Gefühle unter sich Verbindungen ein, vermöge welcher das eine die anderen hervorruft. So kann sich etwa an das Gefühl der Dankbarkeit eine Gruppe edler Gefühle anschließen, die sich eben dadurch verfestigen und als Motive einen immer stärkeren Einfluß auf den Charakter üben. Wir können dies Kristallisation der Gefühle nennen. Endlich kann hier auch das Gesetz des Ausdrucks der Gefühle Verwendung finden. Der Ausdruck eines Gefühls ruft bei anderen, die ihn wahrnehmen, das Gefühl selbst hervor. Der Verstimmte, der in eine frohe Gesellschaft plötzlich eintritt, wird zum Spielverderber. Seine üble Laune steckt die anderen an. Der Anblick des Zorns ruft wieder Zorn hervor. Diese „geistige Ansteckung“ läßt sich aber auch in den Dienst des Guten stellen. Die sittliche Persönlichkeit des Lehrers und Erziehers verfehlt nicht ihren Einfluß auf die Zöglinge, der unmerkbar aus dem täglichen Wechselverkehr auf sie übergeht und das Werden des

sittlichen Charakters begünstigt. So wirken die großen Persönlichkeiten der Geschichte durch mächtige Anregung des sittlichen Bewußtseins und durch Steigerung der idealen Kräfte des Charakters. Hierin liegt auch vorzüglich der erzieherische Wert einer Religion, die auf Persönlichkeiten ruht. Nicht das Dogma, nicht das Lehrgebäude einer Konfession, nicht gewisse Sentimentalitäten des Kultus sind charakterbildend, sondern die stille und große Wirkung, die von den sittlich-religiösen Persönlichkeiten, vor allem von Jesus von Nazareth, ausgeht. Eine Erziehungs- und Sittenlehre, welche aus ihrem Gesamtplan jede Verwertung der Religion ausschalten wollte, würde ebendamt auf eines der größten und wirksamsten Mittel auch der Charakterbildung verzichten.

Diese Wirkung von Persönlichkeit zu Persönlichkeit äußert sich nun aber noch besonders stark, wo viele zusammen sind. Findet irgendein geistiger Charakterzug oder ein inneres Erlebnis in einer Gemeinschaft von Menschen seinen entsprechenden Ausdruck, so wirkt dies außerordentlich stark auf das Individuum zurück, das in dieser Gemeinschaft sich befindet. Das Gesetz des Ausdrucks vervielfältigt sich in der hundertfachen Wechselbeziehung der Individuen. Um uns dies zu veranschaulichen, dürfen wir nur an den Ausbruch einer Panik denken. Der Ausdruck des Schreckens auf dem Gesichte des einen steigert den Schrecken bei den anderen, und die dadurch gesteigerte Schreckensgeberde der letzteren wirkt wieder auf jene zurück, bis in dem Hin und Her von Affektsteigerung und Ausdruck des Affekts die Erregung ins Riesengroße wächst und den Einzelnen widerstandslos mit fortreißt. Noch auffallender äußert sich diese Wirkung der Menge auf den Einzelnen in gewissen krankhaften Erscheinungen, in Massenillusionen und Massenhalluzinationen und in den sogenannten „psychischen Epidemien“, die besonders auf religiösem Gebiet zu den merkwürdigsten Erregungszuständen ganzer Bevölkerungsgruppen führen können.⁹⁴⁾

Dieses Gesetz ist aber auch überall da wirksam, wo in der Geschichte der Menschen Fortschritte der Kultur durch das Zusammenwirken vieler erreicht werden. Es erklärt uns bis zu einem gewissen Grade die ungeheure Kraft einer für dieselben Ziele begeisterten Menge. Es lehrt uns, welche Macht das Gute gewinnen kann, wenn es viele in derselben Richtung sittlicher Motive vereinigt. Im Kleinen erfährt es der Lehrer, der genau weiß, von welcher Bedeutung der „Geist der Schule“ für

den einzelnen Schüler ist. Auch was man „Geist der Familie“ nennt, gehört hierher. Die Erziehung des Charakters hat es in der Hand, ohne unmittelbares Eingreifen durch diese Vererbung in eine bestimmte Umgebung die geistige Eigenart und die Willensrichtung des Zöglings zu beeinflussen. Sorgsame Eltern wissen davon zu erzählen, wie unangenehm verändert ein Kind nach längerer Abwesenheit von einer Umgebung zurückkommt, deren „Geist“ das Hervortreten vorhandener Schwächen des Charakters begünstigte. Andererseits ist oft genug in den Zügen des reifen gefestigten Charakters der „gute Geist“ des Elternhauses oder der Schule zu verspüren.

Wir können die bisher geschilderten Arten der erzieherischen Einwirkung auf den „Charakter“ auch als mittelbare Erziehung des Charakters bezeichnen. Denn sie erfolgt stets durch Vermittlung irgendeines anderen, teils durch Regelung des Handelns in der Form des Zwangs, teils durch Beeinflussung der Vorstellungen, welche den Inhalt, oder der Gefühle, welche die Motive des Wollens bilden.

Bei der unmittelbaren Erziehung des Charakters handelt es sich um eine direkte Beeinflussung des Wollens selbst. Der Charakter ist ein Inbegriff von Willenseigenschaften. Um diese, soweit sie angeboren sind, zu entwickeln, soweit sie nicht angeboren sind, zu erwerben, und beides, das Angeborene und das Erworbene, zur Einheit der Persönlichkeit zu verbinden, ist Übung nötig. Durch sie wird der Wille in bestimmte Formen und in einer bestimmten Richtung „gewöhnt“. Jedes wiederholte Tun begründet, wie die Gesetze der Übung uns gezeigt haben, eine größere Leichtigkeit des Vollzugs der betreffenden Handlung, eine gewisse Neigung zu ihr, und eine „Mechanisierung“, d. h. eine zunehmende Herabsetzung der damit verbundenen geistigen Anstrengung, durch welche geistige Energie für andere Zwecke verfügbar wird.

Unter diesen Gesetzen steht auch die unmittelbare Erziehung des Charakters. Die Tatsache, daß im geistigen wie im organischen Leben des Individuums kein Eindruck verloren geht, sondern irgendwie auf die günstige Entwicklung des Individuums bestimmend einwirkt, legt dem Erzieher eine große Verantwortung auf. Ein einziger Eindruck im Jugendleben eines Individuums kann für die ganze Gestaltung des Charakters maßgebend werden. Mit Recht hat man gesagt, daß an diesen Folgen der Übung die ganze Unwahrhaftigkeit des Sprichworts:

„Einmal ist keinmal“ offenbar werde. Nein: einmal ist hundertmal, ist tausendmal. Denn eben dieses eine Mal legt den Grund zu vielfacher Wiederholung und zu bleibenden Formen und Richtungen des Wollens und Handelns, in deren Befestigung der Charakter besteht. „In den Alpen findet man im Granit hundert Meter tiefe Schluchten. Diese ungeheuren Laufgräben sind den Sommer über von den sandführenden Wassern ganz allmählich ausgehöhlt und unablässig ausgescheuert worden: so erzeugen die unbedeutendsten Tätigkeiten, ins Unendliche wiederholt, schließlich Wirkungen, die zu den Ursachen in gar keinem Verhältnis stehen. Freilich verfügen wir nicht über Hunderte von Jahrhunderten, wie die Natur, wir haben aber auch nicht ein Gestein auszuhöhlen. Für uns handelt es sich nur darum, üble Gewohnheiten abzulegen und nach und nach ausgezeichnete anzunehmen.“ Diese Schilderung Payots⁹⁵), die zunächst von der Willensbildung des Erwachsenen gemeint ist, läßt sich ebenso anwenden auf die Erziehung im eigentlichen Sinne.

Die einzelnen Wege, welche hierbei die unmittelbare Erziehung des Charakters zu gehen hat, ergeben sich aus unserer Bestimmung seines Wesens. Es gilt zunächst nach der Seite der formel Eigenschaften des Wollens Konsequenz, Kraft und Selbständigkeit zu entwickeln. Die Konsequenz stellt besonders schwierige Aufgaben, da der allseitige Zusammenhang des geistigen Lebens, der eine Durchführung bleibender Grundsätze im täglichen Wechsel der Umstände ermöglicht, sich in der geistigen Entwicklung erst allmählich bildet. Sie ist aber andererseits erleichtert durch das feine Gefühl des Kindes für Konsequenz des Handelns. Die Inkonssequenz des Erziehers, der heute schilt, wo er gestern gelobt hat, der das eine Mal auf wiederholtes Bitten nachgibt, wo er sonst unbeugsam ist, wird von ihm sofort bemerkt und entsprechend ausgenutzt. Unbedingte Folgerichtigkeit des Wollens und Handelns, die ihm bei den Personen seiner Umgebung entgegentritt, wird daher auch seine Wirkung auf den Zögling nicht verfehlen. Nirgends wird sich daher vielleicht auch die Wahrheit, daß diejenigen nicht erziehen können, die selbst nicht erzogen sind, sicherer bestätigen als gerade an diesem Punkte.

Wo die Konsequenz nur durch Überwindung augenblicklicher Launen oder widriger Umstände zu erreichen ist, da erfordert sie zugleich Kraft des Wollens. Für die Entfaltung derselben sind körperliche Übungen von besonderer Bedeutung. In der

willkürlichen Bewegung der eigenen Gliedmaßen wird vom Kinde zuerst das Wollen selbst erlebt. Und da alle Wirkung des Willens auf die Außenwelt durch den Körper vermittelt ist, so ist die Übung in der möglichst vollkommenen Beherrschung der Körperbewegungen nicht bloß die ursprünglichste, sondern auch die nützlichste Art der Übung der Willenskraft. Endlich ist sie deshalb auch sittlich wertvoll, weil sie die Herrschaft über die sinnliche Natur erleichtert und, wo sie vorhanden ist, sichert.

Die normale Erziehung zur Willenskraft kann allerdings durch angeborene Willenschwäche erschwert sein und erfordert dann eine besonders umsichtige, ganz allmähliche Steigerung, die aus der kleinsten eigenen Leistung das Selbstvertrauen herauslockt und dann in ganz kleinen Schritten eine Kräftigung des Willens anbahnt. Die Rücksicht auf den angeborenen Charakter kann aber auch übertrieben werden. Die moderne Entwicklung der Medizin, der Physiologie, der Psychologie hat dazu geführt, daß man mehr und mehr die Abhängigkeit der Handlungsweise des Individuums von seiner angeborenen Eigenart und von Erziehungs- und Umgebungseinflüssen erkannt hat. Man ist bereit zu entschuldigen, wo man früher verdammt hat. Und die Literatur, die mit Vorliebe die Probleme der Vererbung und der Abhängigkeit vom sozialen „Milieu“ zu ihrem Gegenstande wählt, hat das »tout comprendre, c'est tout pardonner« („alles verstehen heißt alles vergessen“) im weitesten Umfang zur Anwendung gebracht. Auch die Erziehungslehre hat vielfach in Verbindung mit der grundsätzlichen Forderung der „individuellen Behandlung“ weitgehende Folgerungen daraus gezogen. Es ist wohl an der Zeit, einmal die Kehrseite dieser Bestrebungen zu betonen und den Finger auf die große Gefahr zu legen, welche in der Überspannung solcher Folgerungen liegt. Geht die Rücksicht auf das Angeborene so weit, daß jede Schwäche mit schonender Zartheit behandelt und jeder Fehler, sofern er aus der Eigenart entspringt, durch das „Recht der Selbstentfaltung“ gedeckt wird, so muß notwendig der Charakter selbst darunter leiden. Solange nicht eigentliche Geisteskrankheit vorliegt, ist stets eine Bekämpfung der Schwächen und Fehler durch die Kraft des Willens möglich. Ohne Selbstbeherrschung und Selbstzucht, welche imstande sind, auch den Naturtrieb zu überwinden, ist eine Entwicklung des Charakters unmöglich. Auch der seiner Natur nach Willenschwache kann dazu gebracht werden durch eine allmähliche Steigerung des Selbstvertrauens an kleinen selbstständigen Leistungen,

welche durch die Freude am eigenen Können das ganze Wesen beleben und durch Übung das Wollen stärken. Wir sehen, wie eng hier mit der Steigerung der Kraft die Förderung der Selbstständigkeit des Willens zusammenhängt. Das Geheimnis, aus dem Jögling alles herauszulocken, was die Natur ihm gegeben hat, besteht darin, ihn etwas vollbringen zu lassen aus eigener Kraft. Diese belebende und fördernde Wirkung der freien Selbstbetätigung geht so weit, daß sie selbst in Fällen krankhafter Natur außerordentliche Dienste leisten kann. Spitzner⁹⁶⁾ erzählt dafür ein bezeichnendes Beispiel. Ein Knabe, der schwer auf die Stirn fiel, blieb ein halbes Jahr sprachlos und war in der Schule in seiner Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten so unzureichend, daß er nur als Karität von Klasse zu Klasse weitergegeben wurde, ohne nennenswerte Fortschritte zu machen. Da gelang es eines Tages einem Lehrer, eine kleine Erzählung von einem vorher gemachten Ausflug aus ihm herauszulocken, der ihn aufs lebhafteste interessiert hatte. Er schrieb mit Hilfe des Lehrers die Erzählung seiner Erlebnisse nieder, fand daran Gefallen und wurde nun angeregt, ähnliche Aufsätze in größerer Zahl anzufertigen. Interesse, Leistungsfähigkeit und Selbstvertrauen wuchsen. Seine Physiognomie belebt sich. In den Unterrichtsstunden, in denen er früher höchstens Zuschauer war, zeigte er eine freiwillige Regsamkeit. Ein halbes Jahr später wird er zur Osterprüfung zugelassen. Er liefert nach einem Gedichte eine Erzählung mit guter Auffassung und klarem Aufbau, die selbstständige eigene Beobachtungen enthält, und ist bald geistig völlig normal.

Diese aus der Selbstbetätigung erwachsende Konsequenz, Kraft und Selbstständigkeit des Willens, welche Anlagen zur Entfaltung bringt und zur Einheit verknüpft, muß also stets zugleich die Grundlage liefern für die charaktervolle Beherrschung der eigenen Natur. Die Erziehung darf nicht aus dem Auge verlieren, daß den Kern der Persönlichkeit der „Charakter“ bildet, dessen überlegene Kraft auch die widerstrebenden Elemente der angeborenen Eigenart in den Dienst der sittlichen Zwecke zwingen soll.

Dies ist aber nur möglich, wenn der Ausbildung des Willens, den Formeigenschaften der rechten Inhalt entspricht, wenn die Erziehung sich die Entwicklung des „sittlichen Charakters“ zum Ziele setzt. Auch sie steht unter dem Zeichen der Übung. Gute Willensgewohnheiten durch unablässige Übung zu schaffen ist ihre Aufgabe. Daraus, sowie aus dem früher

geschilderten Wesen des sittlichen Charakters ergibt sich alles Einzelne.

Zeitlich gebührt dabei der erste Rang dem Beispiel. Es bedient sich eines der mächtigsten Triebe, der die ersten Handlungen des Kindes bestimmt, des Nachahmungstriebes. Es macht, was es andere machen sieht, und so wird frühe das Verhalten der Persönlichkeiten, in deren beständiger Umgebung es lebt, von der größten Bedeutung für die Richtung seines Charakters. Sobald das Verständnis hinreichend erwacht ist, kommt hinzu das Vorbild anderer Persönlichkeiten, von denen es hört. Es mögen Personen der „Geschichten“ sein, die ihm erzählt worden sind. Wie sie es gemacht haben, so will das Kind versuchen es auch zu machen. Wir verstehen von hier aus die peinliche Auswahl, welche sorgsame Erzieher unter diesen „Geschichten“ glauben treffen zu müssen, und die Bedenken, die sie gegen gewisse grotesk-phantastische oder gar grausame und blutige Stoffe haben. Oder die Persönlichkeiten treten dem Kinde aus den Bildern der Weltgeschichte entgegen, die ihm vorgeführt werden, oder aus der Geschichte der Religion, mit der es vertraut gemacht wird. Wirksam ist dabei nicht bloß das Beispiel des Handelns, das nachgeahmt wird, sondern auch das, was uns im Gebiete des Gefühlslebens als „Gefühl des Ausdrucks“ begegnet ist. Der seelische Zustand der sittlichen Persönlichkeit, deren Äußerungen in der Schilderung seines Verhaltens und seiner Handlungen dauernd auf die Hörer wirken, geht unmerklich auf diese selbst über und schafft in ihnen Kräfte des sittlichen Handelns — eine „geistige Ansteckung“, deren stiller Einfluß oft mächtiger ist, als alle äußere Einwirkung. Auch die letztere ist natürlich nicht zu entbehren, um die Bildung guter Willensgewohnheiten zu sichern. Die früher erwähnten Mittel der Strafe und Belohnung, des Erstarkenlassens, des Ausdrucks und der „Kristallisation“ guter Motive werden ihren Beitrag liefern müssen, und sie werden sich um so wertvoller erweisen, je weniger sie Unterstützung und je mehr sie Unterstützung bereits vorhandener Eigenschaften sein können.

Die Bildung guter Willensgewohnheiten für sich allein kann jedoch nur für den Anfang der Charakterbildung als ausreichend betrachtet werden. Die weitere Entwicklung des sittlichen Charakters und vor allem die von ihm unzertrennliche freie Selbstbestimmung fordert, daß sie mit Bewußtsein anerkannt werden, daß mit ihrer Ausübung die Einsicht in das, was

recht und gut ist, sich verbindet. Zur Reifung des sittlichen Charakters gehört die Erstarkung des sittlichen Bewußtseins. Das sittliche Urtheil beginnt sich frühe zu regen. Eine gewisse Feinheit der Unterscheidung, welche bereits die hinter der Handlung stehende Absicht wertet und selbst die heuchlerische Güte gelegentlich durchschaut, darf nur auf den Urtheilenden selbst zurückgelenkt werden, um ihre Wirkung zu äußern. Besonders lehrreich ist, was Kant in seiner „Kritik der praktischen Vernunft“ darüber sagt: „Unter allem Räsonnieren ist keines, was mehr den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünfteln bald lange Weile haben, erregt und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Wert dieser oder jener Handlung, dadurch der Charakter irgendeiner Person ausgemacht werden soll. Diejenigen, welchen sonst alles Subtile und Grüblerische in theoretischen Fragen trocken und verdrießlich ist, treten bald bei, wenn es darauf ankommt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bösen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, so subtil, alles was die Reinigkeit der Absicht und mithin den Grad der Tugend in derselben vermindern oder auch nur verdächtig machen könnte, auszusinnen, als man bei keinem Objecte der Speculation sonst von ihnen erwartet.“ Und er wendet dann diese Beobachtung auf die Erziehung an. „Ich weiß nicht, warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft, in aufgeworfenen praktischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen, nicht schon längst Gebrauch gemacht haben, und nachdem sie einen bloß moralischen Katechismus zum Grunde legten, sie nicht die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchten, um Belege zu den vorgelegten Pflichten bei der Hand zu haben, an denen sie vornehmlich durch die Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiedenen Umständen die Beurteilung ihrer Zöglinge in Tätigkeit setzten, um den minderen oder größeren moralischen Gehalt derselben zu bemerken.“⁹⁷⁾

Indem diese sittlichen Urtheile in Beziehung zueinander gesetzt und auf das eigene Handeln angewendet werden, entsteht der Gedanke des moralischen Gesetzes und die Idee der Pflicht, die ihre einfachste und treffendste allgemeine Fassung im „kategorischen Imperativ“ finden. Seine enge Beziehung zum Wesen des sittlichen Charakters hat uns schon früher beschäftigt. Sein Grundgedanke leuchtet aber auch dem kindlichen Bewußtsein

unmittelbar ein. Habe ich an anderen schlecht gehandelt, so laufe ich Gefahr, dasselbe von ihnen zu erfahren. Bin ich unfreundlich gegen andere, so kann ich keine Freundlichkeit von ihnen erwarten. Meine Taten kehren zu mir selbst zurück. Ich muß mich also gegen andere so verhalten, wie ich wünsche, daß sie sich gegen mich verhalten, und jedes einzelne Tun hat seinen Maßstab an der Frage: Kann ich wollen, daß der Grundsatz, nach dem ich jetzt eben handle, allgemeines Gesetz für alle werde? So liefern Erfahrung und Übung und die ersten Regungen des sittlichen Bewußtseins die Anknüpfungspunkte, dem Kinde den Gedanken eines Sittengesetzes einzuprägen, nach welchem das Tun der Menschen sich regelt und nach welchem es sein eigenes Handeln bestimmen soll.

Sowenig aber die bloße „Form“ des Gesetzes für die Bestimmung des sittlichen Charakters überhaupt ausreicht, so wenig ist sie imstande, für die sittliche Erziehung Motive von hinreichender Kraft zu liefern.⁹⁸⁾ Dazu bedarf es eines erwärmenden und begeisternden Inhalts, zum unaufhaltsamen Weiterstreben lockender Ziele, die anschaulich als Ideale gedacht werden. So mag auch das Werden des sittlichen Charakters durch die Ideale der Bildung, der Berufserfüllung und der Humanität bestimmt werden. Der Bildung im Sinne einer allseitigen Entwicklung der Anlagen wird zuerst ihr Recht im Spiel, das, auch noch neben der schulmäßigen Ausbildung gehend, durch die ungehemmte Betätigung vorhandener Fähigkeiten dauernde Lust bereitet und, mehr und mehr in bewußten Erwerb von Fertigkeiten übergehend, die harmonische Gestaltung der Persönlichkeit aus der Vielheit der Anlagen vorbereitet. Die Erfüllung des Berufes findet zuerst ihre Stelle in der Schule. Hier sind bestimmte Aufgaben zu erfüllen, die als Pflicht erscheinen und eine Überwindung der eigenen Laune und Bequemlichkeit fordern. Der Gedanke an ein Ganzes prägt sich ein, dessen Ordnungen der Einzelne sich zu fügen hat, als dessen Glied er aber auch sich auszeichnen und einen wertvollen Beitrag zum Ganzen liefern kann. Die Idee der Humanität ist zuerst durch den Umfang eines kleinen Kreises bestimmt, des Kreises der Familie. Eltern, Geschwister und Gespielen sind die Repräsentanten der Menschheit. Aber auch in den kleinen Dingen des täglichen Verkehrs übt sich das „wahrhaft menschliche“ Verhalten. Menschenliebe, soziales Mitgefühl, soziale Tugend ringen nach Entfaltung und lassen sich vom flugen Erzieher fördern

und stärken. Umfassendere Gruppen menschlichen Gemeinschaftslebens, das eigene Volk und Vaterland, andere Völker und Rassen treten in den Gesichtskreis. Der „familiensinn“ und der „Vaterlandsinn“ erweitern sich zum Menschheitsinn⁹⁹⁾, und das „Ichgefühl“ zu einem „sozialen Gemeingefühl“, das die ganze Menschheit umfaßt und dem sittlichen Charakter mehr und mehr sein Gepräge gibt.

So vollendet sich die Erziehung des Charakters in der Einprägung und Befolgung des Ideals der Humanität oder — in der Form des Gesetzes ausgedrückt — im dem Kantischen Gedanken, „daß jedes vernünftige Wesen sich selbst und alle anderen niemals bloß als Mittel, sondern jederzeit zugleich als Zweck an sich selbst behandeln solle“. Die Gemeinschaft solcher „Zwecke an sich selbst“ ist ein „Reich solcher Zwecke“ oder ein Reich sittlicher Persönlichkeiten. Der tiefste Sinn der Erziehung liegt aber dann darin, den Einzelnen tüchtig zu machen, als vollberechtigtes Glied diesem Reiche sittlicher Persönlichkeiten anzugehören.

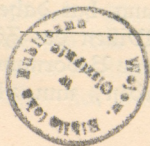
In dem Augenblick, in welchem die gewöhnlich so genannte „Erziehung“ zu Ende ist und der Zögling seiner eigenen Verantwortlichkeit überlassen wird, ist aber die Erziehung des „Charakters“ niemals abgeschlossen. Erst damit, daß er als selbstständig Handelnder in den Wechselverkehr der menschlichen Gesellschaft eintritt, kann ja die Übung des Wollens, die wir als zuverlässige Bedingung der Bildung von Willensgewohnheiten kennen gelernt haben, ihre volle Wirkung entfalten und zur endgültigen Gestaltung und Festigung des „Charakters“ führen.

Es ergibt sich daraus, daß die Erziehung nunmehr in Selbsterziehung übergehen muß, und daß es eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung ist, diesen Übergang vorzubereiten. Diese Forderung vergegenwärtigt uns noch einmal zum Schluß die Grundbedingungen aller Charakterbildung. Es gilt, die vorhandenen Anlagen in freier Selbstbetätigung sich entfalten und zur Einheit einer Persönlichkeit sich gestalten zu lassen, innerhalb welcher der sittlich-vernünftige Wille die Herrschaft über die „Naturgaben“ ausübt und sie in den Dienst der sittlichen Zwecke stellt. Die Erziehung hat daher ihr Werk nur stümperhaft getan, wenn sie den Willen des Zöglings durch allzustrenge Maßregeln oder allzufsorgsame Bevormundung dauernd niederhielt, so daß er sich, frei geworden, nun plötzlich und unvorbereitet

den Aufgaben des Lebens gegenübersteht, denen sein schwacher und zur Selbsttätigkeit nicht erzogener Wille nicht gewachsen ist. Was aus solchen Individuen wird, denen die Kraft eines charaktervollen Wollens durch die Schuld der Erziehung verkümmert ist, das lehrt die Erfahrung hundertfach. Es ist daher geradezu ein Wertmaßstab für die Erziehung, inwieweit sie zur Selbsterziehung vorbereitet hat.

Diese Verantwortlichkeit verdoppelt sich angesichts der gesteigerten Anforderungen, welche die soziale Entwicklung einer neuen Zeit an den Einzelnen stellt. Wir kehren damit zu dem Anfang unserer Betrachtungen zurück, um sie durch den seither gewonnenen Grundgedanken des sittlichen Charakters zu ergänzen. Die neue Zeit hat das Individuum frei gemacht und ihm damit erst die Möglichkeit gegeben, alle Kräfte des persönlichen Lebens zu entfalten. Aber indem sie soziale Organisationen schuf, in denen diese Freiheit möglich ist, hat sie jedem Einzelnen, der zur Mitwirkung dabei berufen ist, auch die Verantwortlichkeit mit auferlegt. Zum sittlichen Charakter gehört beides, Individuelles und Soziales, die Ausgestaltung der Einzelanlagen zur harmonischen Persönlichkeit und die Mitwirkung an den Aufgaben des sozialen Ganzen. Steht er zur Seite, wo gemeinschaftliche Werte für alle geschaffen werden sollen oder wo das Heil des Ganzen in Frage steht, so ist er mitschuldig, wenn es mißlingt, sei es auch nur, daß er aus Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit den Gang zur Wahlurne versäumt hat; und er klagt vergebens, wo er hätte handeln sollen. Auch das Recht der Kritik hat nur, wer das Seinige getan hat, den Eintritt des Zustandes zu hindern, der ihm mißfällt.

Das Bewußtsein dieser sozialen Verantwortlichkeit ist neben der individuellen Ausgestaltung des persönlichen Wesens der wichtigste Bestandteil der Charakterbildung unter den Bedingungen des gegenwärtigen Zeitalters. Goethes Persönlichkeitsideal bedarf der Ergänzung durch das soziale Element in Kants „kategorischem Imperativ“, dem Kant selbst den einfachsten und treffendsten Ausdruck gegeben hat: „Jeder muß so handeln, als ob alles auf ihn ankäme.“



Anmerkungen.

¹⁾ Jakob Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien. 9. Aufl. von Ludwig Geiger. 2 Bände, 1904, I, S. 141.

²⁾ Johannes Volkelt, Ästhetische Zeitfragen. Vorträge. München 1895. S. 153 ff., 169.

³⁾ Theophrasts Charaktere. Herausgegeben, erklärt und übersetzt von der Philologischen Gesellschaft zu Leipzig. Teubner, 1897. Einleitung S. LXII.

⁴⁾ Die herkömmliche Bezeichnung, welche neben Theophrasts Charaktere das Beiwort „ethisch“ setzt, wird durch keine einzige Handschrift bestätigt. Vgl. a. a. O. S. XXIX.

⁴⁾ Nach der Übersetzung obiger Ausgabe S. 18 f.

⁶⁾ Jean de La Bruyère, Oeuvres, Nouvelle Edition par M. G. Servais, Tome I, Paris 1865. Les Caractères de Théophraste traduits du Grec avec les Caractères ou les Mœurs de ce siècle. I, 395 ff.

⁷⁾ W. Windelband, Geschichte der neueren Philosophie. 2. Aufl. I, 565.

⁸⁾ Diese und die folgenden Angaben nach R. Hildebrand, Charakter in der Sprache des vorigen Jahrhunderts, auch ein Beitrag zur inneren Geschichte unserer Literatur. Zeitschrift für deutschen Unterricht. 6. Jahrgang, 7. Heft S. 457 ff.

⁹⁾ G. W. Rabener, Sammlung satirischer Schriften, im Verlage Johann Gottfried Dycks, Leipzig 1751. S. 44 f.

¹⁰⁾ Sittliche Charaktere und Betrachtungen zur Beförderung der Tugend und Rechtschaffenheit. Aus dem französischen. 3. Aufl. Mit Erlaubnis der Oberen. Augsburg 1786.

^{11a)} Immanuel Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Herausgegeben von Dr. Frihsch. Leipzig, Reclam. S. 21.

^{11b)} Über die psychologischen Grundlagen dieser den Willensvorgängen eine selbständige Bedeutung zuerkennenden Anschauung vergleiche des Verfassers Lehrbuch der Psychologie, Tübingen 1912, S. 299 ff. Wie jede Abgrenzung irgendeines Abschnitts des Seelenlebens isoliert auch diese etwas, was niemals isoliert vorkommt, und schließt deshalb ebensowenig den Zusammenhang mit anderen seelischen Vorgängen, z. B. mit Vorstellungen und Gefühlen aus. Aber jene Begriffsbestimmung des Charakters besagt allerdings, daß z. B. die Fähigkeit, Grundsätze des Handelns in „Urteilen“ klar zu formulieren, zum „Charakter“ in jenem engeren eigentlichen Sinne nicht gehört. Natürlich ist in unserem Begriff des Charakters, der in dieser zweiten Auflage — insbesondere innerhalb des

Angeborenen — strenger durchgeführt wird als in der ersten, auch eine „Wertung“ enthalten, die jenem allgemeinen Begriff des Charakters im Sinne der Eigenart überhaupt oder der geistigen Eigenart nicht zukommt. Indem wir den Inhalt des Begriffes „Charakter“, in dessen Erscheinungsgrundlagen, wie wir sehen werden, Angeborenes und Erworbenes untrennbar sich mischen, als einen Inbegriff von Willenseigenschaften beschreiben, bringen wir auch die Wertung mit zum Ausdruck, die in diesem Begriffe liegt. Gerade darum handelt es sich ja, welche seelischen Eigenschaften es sind, denen die im Begriff des „Charakters“ liegende „Wertung“ zukommt. Die Verbindung von „Wirklichkeit“ und „Wert“ liegt hier also im Wesen der gestellten Aufgabe. Bedingungen, Arten und Grade dieser Wertungen in einzelnen festzustellen, wäre Sache einer ausgeführten Ethik.

^{11c)} Was hier „formaler Charakter“ genannt wird, bezeichnet Kerschensteiner in seiner inhaltsreichen Schrift über „Charakterbegriff und Charaktererziehung (Leubner, Leipzig, Berlin 1912) S. 10 ff. als „intelligiblen Charakter“. Ich möchte jedoch diesen Ausdruck lieber vermeiden, nicht bloß, weil der Begriff des „intelligiblen Charakters“ durch Kants Prägung desselben schon geschichtlich belastet ist, sondern auch, weil der von Kerschensteiner vertretene Begriff des „intelligiblen Charakters“ mit seinen vier „Wurzeln“ (Willensstärke, Urteilsklarheit, Feinfühligkeit, Aufwählbarkeit) weit in das Gebiet dessen hineinreicht, was wir als „Charakter in allgemeiner Bedeutung“ gekennzeichnet haben.

¹²⁾ Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Rosenkranz und Schubert. VII, b, 213.

¹³⁾ Friedrich Paulsen, System der Ethik. 5. Aufl. 1900. II, 24 f.

¹⁴⁾ Paulsen a. a. O. II, 25.

¹⁵⁾ Fr. Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft. 197. 200.

¹⁶⁾ Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Reclam, Leipzig. S. 23.

¹⁷⁾ Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, a. a. O. S. 57.

¹⁸⁾ Kant, Grundlegung usw. S. 65 ff., 70.

¹⁹⁾ Kant, Kritik der praktischen Vernunft S. 7.

²⁰⁾ Kant, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Sämtliche Werke. X, 119.

²¹⁾ Kant, Kritik der praktischen Vernunft S. 101.

²²⁾ Kant, a. a. O. S. 87, 105 f., 193.

²³⁾ Schiller, Über Anmut und Würde. Cotta'sche Ausgabe, 1847. Band XI.

²⁴⁾ Schiller, Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Cotta'sche Ausgabe Bd. XII.

²⁵⁾ John Locke, Über den menschlichen Verstand. Übersetzt von Th. Schulze. 2 Bände.

²⁶⁾ Helvétius, Traité de l'Esprit. Tome I—IV. (Bibliothèque Nationale, Paris 1901, Nr. 250.) Discours IV Chap. XVI, Discours I Chap. I.

²⁷⁾ G. W. v. Leibniz, Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand. Übersetzt von Schaarschmidt (Philosophische Bibliothek Band 69). II. Buch, Kap. I.

²⁸⁾ Vgl. Th. Elsenhans, Über individuelle und Gattungsanlagen. (Zeitschrift für pädagogische Psychologie, herausgegeben von Kempsie-I. Jahrgang [1899] S. 233 ff., 334 ff., II. Jahrgang [1900] S. 41 ff.); ferner: Th. Elsenhans, Zum Begriff der angeborenen Anlage, ebendasselbst, 1911, S. 206—216.

²⁹⁾ Dr. Adolf Matthias, Über Anlagen und Begabung. Eine pädagogische Sonntagsplauderei. (1897.) [Aus Schule, Unterricht und Erziehung. Gesammelte Aufsätze. München, Beck, 1901.]

³⁰⁾ Emil Kräpelin, Der psychologische Versuch in der Psychiatrie. Psychologische Arbeiten, herausgegeben von Kräpelin. I (1895) S. 1 ff.

³²⁾ E. William Stern, Über Psychologie der individuellen Differenzen. Ideen zu einer „differentiellen Psychologie“. Leipzig 1900. Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung. Heft 12, besonders Kapitel XIII.) Jetzt als neues Werk erschienen unter dem Titel: William Stern, Die differentielle Psychologie in ihren methodischen Grundlagen. Leipzig, Barth, 1911.

³²⁾ Eduard Michelson, Untersuchungen über die Tiefe des Schlafes. Psychologische Arbeiten, herausgegeben von Kräpelin. II, 84 ff.

³³⁾ W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. 5. Aufl. 1902. II, 454.

³⁴⁾ Helen Keller, Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Deutsch von Seliger. 27. Aufl. Stuttgart, Lutz. S. XI u. a.

³⁵⁾ Frédéric Queyrat, L'imagination et ses variétés chez l'enfant. III. Ed. Paris 1903. (Bibliothèque de philosophie contemporaine.) S. 46.

³⁶⁾ Nach Queyrat a. a. O. S. 78 f.

³⁷⁾ Ribot, Erblicktheit a. a. O. S. 66.

³⁸⁾ Dr. W. A. Fay, Experimentelle Didaktik. Leipzig, Quelle & Meyer, 1903. S. 226.

³⁹⁾ Ludwig Pfeiffer, Über Vorstellungstypen. Leipzig, Nemann, 1907. (Pädagogische Monographien, herausgegeben von E. Meumann, II. Band.) S. 114 ff.

⁴⁰⁾ E. Meumann, Vorlesungen zur Einführung in die experimentelle Pädagogik und ihre psychologischen Grundlagen. 1907. I. 484 ff.

⁴¹⁾ W. Windelband, Über Denken und Nachdenken. Präliminarien. 2. Aufl. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr, 1903. S. 242.

⁴²⁾ E. Meumann, Die wissenschaftliche Untersuchung der Begabungsunterschiede der Kinder und ihre praktische Bedeutung. (Bericht über den Kongress für Kinderforschung und Jugendfürsorge in Berlin 1907.) S. 27 ff.

⁴³⁾ Robert Gaupp, Über den heutigen Stand der Lehre vom „geborenen Verbrecher“. (Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform. Herausgegeben von Aschaffenburg, 1904.)

- ⁴⁴⁾ Robert Gaupp, a. a. O. S. 48 f.
- ⁴⁵⁾ Darwin, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren. Deutsch von Carus. 1872.
- ⁴⁶⁾ W. Wundt, Völkerpsychologie. 1900. I, 31 ff. Vgl. hierzu auch mein Lehrbuch der Psychologie, § 58: Der körperliche Ausdruck des Seelenlebens.
- ⁴⁷⁾ Ludwig Klages, Zur Methode in der Graphologie. Graphologische Monatshefte. Organ der deutschen Graphologischen Gesellschaft. IV. Jahrgang. [1900.] Heft 1 u. 2. S. 25 ff.)
- ⁴⁸⁾ Ludwig Klages, a. a. O. S. 28 ff., 30.
- ⁴⁹⁾ Dr. Walther Borgius, Wie ist wissenschaftliche Graphologie möglich? (Der Menschenkenner, Monatschrift für praktische Psychologie. Herausgegeben von Dr. f. Dumsfrey und Magdalene Thumm-Kinzel. Leipzig, Wiegand. Jahrgang 1908, Nr. 1.) S. 15 ff., 20.
- ⁵⁰⁾ P. J. Möbius, Über die Anlage zur Mathematik. Mit 51 Bildnissen. Leipzig, Barth, 1900. S. 140 ff. Zur Frage der Lokalisation der geistigen Funktionen im einzelnen vgl. mein Lehrbuch der Psychologie, S. 98 ff.
- ⁵¹⁾ W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. I⁵, 300 f.
- ⁵²⁾ Th. Ribot, Psychologie der Gefühle. Aus dem französischen übersetzt von Chr. Ufer. Altenburg 1903. S. 474 ff. (Internationale pädagogische Bibliothek. Herausgegeben von Ufer. Band V.)
- ⁵³⁾ Ribot, a. a. O. S. 486 ff.
- ⁵⁴⁾ Ernst Schwalbe, Vorlesungen über Geschichte der Medizin. Jena 1905. S. 30, 50 f.
- ⁵⁵⁾ Kant, Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Sämtliche Werke. VII b, 215 ff.
- ⁵⁶⁾ W. Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie. III⁵, 638 f.
- ⁵⁷⁾ Nach Kant, Anthropologie, a. a. O. S. 221. Anm.
- ⁵⁸⁾ Christoph Sigwart, Die Unterschiede der Individualitäten. Kleine Schriften. II, 246 f.
- ⁵⁹⁾ W. H. Rivers und E. Kräpelin, Über Ermüdung und Erholung. Psychologische Arbeiten, herausgegeben von Kräpelin. I, 653. August Hoch und Emil Kräpelin, Über die Wirkung der Teestandteile auf körperliche und geistige Arbeit, a. a. O. I, 452, 486.
- ⁶⁰⁾ f. Krueger und C. Spearman, Die Korrelation zwischen verschiedenen geistigen Leistungsfähigkeiten. Zeitschrift für Psychologie, herausgegeben von Ebbinghaus. Leipzig 1906. S. 50 ff., 109 f.
- ⁶¹⁾ Heymans und Wiersma, Beiträge zur speziellen Psychologie auf Grund einer Massenuntersuchung. Zeitschrift für Psychologie, herausgegeben von Ebbinghaus. 42. Bd. (1906) S. 81—127, 258—301, 43. Bd. (1906) S. 321—373 u. 45. Bd. (1907) S. 1—42.
- ⁶²⁾ G. Heymans, Über einige psychische Korrelationen. Zeitschrift für angewandte Psychologie und psychologische Sammelersforschung. Bd. I (1908), Heft 4 u. 5, S. 313—381.

⁶³) Eine vollständige Bearbeitung dieses Forschungsgebietes und eine genaue Ausführung und Begründung von manchem, was hier nur angedeutet werden konnte, hoffe ich in absehbarer Zeit in einem Werke: „Das Angeborene als Problem der Wissenschaft und der Erziehung“ zu geben.

⁶⁴) Zu dieser Lehre Schopenhauers vom Charakter vgl. besonders folgende Stellen der Sämtlichen Werke, herausgegeben von Grisebach (Leipzig, Reklam): I, 378 ff., 221 ff.; III, 429 ff., 557 f.; II, 622 f.

⁶⁵) Schopenhauer, a. a. O. III, 432 f.

⁶⁶) Schopenhauer, a. a. O. I, 222, 392.

⁶⁷) Schopenhauer, a. a. O. I, 393 ff., 396; III, 431 f.

⁶⁸) Jules Payot, Die Erziehung des Willens. Übersetzung nach der 11. Aufl. der französischen Ausgabe von Dr. Titus Völkel. Leipzig, Voigtländer 1901. S. 45.

⁶⁹) Karl Groos, Das Seelenleben des Kindes. 1904. S. 64 ff.

⁷⁰) Robert Gaupp, Psychologie des Kindes. (Aus Natur und Geisteswelt. 213. Bändchen.) Leipzig, Teubner, 1908.

⁷¹) Kant, Kritik der praktischen Vernunft. Herausgegeben von Kehrbach. S. 32.

⁷²) Friedrich Jodl, Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl. Stuttgart 1903. II, 66 f.

⁷³) Th. Ribot, Psychologie der Gefühle. S. 480 ff.

⁷⁴) Vgl. W. Windelband, fichtes Geschichtsphilosophie. Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, 18. April 1908. S. 6 ff. Zum „Selbständigwerden des Geisteslebens“ als Überwindung des bloß „Gegebenen“ vgl. besonders noch: Rudolf Eucken, Grundlinien einer neuen Weltanschauung. Leipzig, Veit 1907. S. 116 ff.

⁷⁵) Friedrich Schleiermacher, Erziehungslehre. Herausgegeben von C. Platz (Friedrich Schleiermachers sämtliche Werke. III. Abteilung. Zur Philosophie. IX. Band. Berlin, Reimer, 1849.) S. 82 f.

⁷⁶) Johann Gottlieb fichtes Reden an die deutsche Nation. (Bibliothek der Gesamtliteratur von Hendel, Halle. 356 u. 357.) II. Rede. S. 24 f.

⁷⁷) Das Jahrhundert des Kindes, Studien von Ellen Key. Volksausgabe, 7.—10. Tausend. Berlin, Fischer, 1907. H. 87, 89, 137, 170, 178, 189.

⁷⁸) Reife Ähren. Betrachtungen, Gedanken und Bekenntnisse aus den Schriften und Briefen von Leo Tolstoi. Gesammelt, übersetzt und herausgegeben von Wilhelm Henckel. Zürich, Karl Henckel & Co. S. 13 ff.

⁷⁹) Berthold Otto, Lehrgang der Zukunftsschule, nach psychologischen Experimenten für Eltern, Erzieher und Lehrer dargestellt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1901. Vgl. dazu die weitere Schrift desselben Verfassers: Beiträge zur Psychologie des Unterrichts. Leipzig, Scheffer, 1903.

^{80a}) Vgl. darüber besonders: Dr. Johannes Müller, Hemmungen des Lebens. 2. Aufl. München, Beck, 1908. S. 132 ff.

Eisenhans, Charakterbildung. 2. Aufl.

- ^{80 b)} Vgl. hierzu: Th. Elsenhans, Die angeborenen Anlagen und die Arbeitsschule. (Die Arbeitsschule, Monatschrift des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit und Werkunterricht, 28. Jahrgang [1914] Nr. 5 und 6.)
- ⁸¹⁾ Das Wissenswerte über die Berufswahl findet sich zusammenge stellt bei: P. Chr. Elsenhans, Berufsbüchlein. Auskunst über Bildungsgang, Kosten und Aussichten der Berufswege für Söhne und Töchter aller Stände. Stuttgart, Kohlhammer. 2. Auflage.
- ⁸²⁾ Helen Keller, Die Geschichte meines Lebens. S. 216 ff., IX.
- ⁸³⁾ Ellen Key, Das Jahrhundert des Kindes. Volksausgabe. S. 103.
- ⁸⁴⁾ W. v. Bechterew, Suggestion und ihre soziale Bedeutung. Rede, gehalten auf der Jahresversammlung der Kaiserl. Medizin. Akademie am 18. Dez. 1897. Deutsch von Weinberg. Leipzig, Thieme, 1899. S. 3. 8. Vgl. hierzu neuestens: Leo Hirschlaff, Suggestion und Erziehung. (Zwang- lose Abhandlungen aus den Grenzgebieten der Pädagogik und Medizin, herausgeg. von Th. Heller und G. Leubuscher, H. 21.) Leipzig, Springer, 1914.
- ⁸⁵⁾ Ellen Key, Das Jahrhundert des Kindes. S. 137.
- ⁸⁶⁾ J. f. Herbart, Allgemeine Pädagogik, herausgeg. von Fritsch. Leipzig, Reklam. S. 165 ff. — Umriss pädagogischer Vorlesungen, heraus- gegeben von Wendt. Leipzig, Reklam. S. 141 ff., S. 97 ff.
- ⁸⁷⁾ Ralph Waldo Trine, Charakterbildung durch Gedankenkräfte. Übersetzt von Dr. Max Christlieb. Stuttgart, Engelhorn. 1906. Besonders S. 16 ff.
- ⁸⁸⁾ Ralph Waldo Trine, Was alle Welt sucht. Aus dem Eng- lischen von Dr. Max Christlieb. Stuttgart 1906. S. 19.
- ⁸⁹⁾ Jules Payot, Die Erziehung des Willens. Übersetzung von Dr. Voelfel. Leipzig, Voigtländer, 1901. S. 125.
- ⁹⁰⁾ Herbert Spencer, Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht. In deutscher Übersetzung herausgegeben von Professor Dr. Fritz Schulze. 5. Aufl. Sachs, Haacke, 1905. S. 182 ff., 189 f.
- ⁹¹⁾ John MacCunn, The Making of Character, some educational aspects of ethics. Cambridge, at the University Press, 1900. S. 62 ff.
- ⁹²⁾ fr. W. Förster, Jugendlehre. 1904. S. 208.
- ⁹³⁾ fr. W. Förster, Schule und Charakter. Beiträge zur Pädagogik des Gehorams und zur Reform der Schuldisziplin. 1.—3. Aufl. Zürich, Schultheß & Co, 1907. S. 101 ff.
- ⁹⁴⁾ Vgl. hierüber W. v. Bechterew, Suggestion und ihre soziale Bedeutung. 1899. S. 18 ff.
- ⁹⁵⁾ J. Payot, Die Erziehung des Willens, a. a. O. S. 112.
- ⁹⁶⁾ Spitzner, Psychogene Störungen der Schulkinder. Nach Förster, Jugendlehre. S. 685 f.
- ⁹⁷⁾ Kant, Kritik der praktischen Vernunft. S. 183 ff.
- ⁹⁸⁾ Vgl. dazu P. Barth, Die Elemente der Erziehungs- und Unter- richtslehre. Leipzig, Barth, 1906. S. 73 ff.
- ⁹⁹⁾ Julius Baumann, Wille und Charakter. Eine Erziehungs- lehre auf moderner Grundlage. 2. Aufl. Berlin, Reuther & Reichard, 1905. S. 70.

Weitere Literatur.

- A. Bain, Study of Character. 1861.
 Julius Bahnsen, Beiträge zur Charakterologie. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus, 1867.
 S. Smiles, Der Charakter. Deutsch von Steger. 6. Aufl. 1900.
 Deutsch von H. Schmidt. (Kröner) 1910.
 B. Pérez, Le caractère et les mouvements, Revue philosophique, 31 (1891), S. 45—62.
 B. Pérez, Le caractère de l'enfant à l'homme.
 Th. Ribot, Sur les diverses formes du caractère, Revue philosophique, 34 (1892), S. 480—500.
 Mario Pilo, Nuovi studii sul carattere. Milano, 1893.
 F. La Scola, Osservazioni sulla origine esu talune manifestazioni del carattere. Palermo, 1894.
 S. Bryant, Short Studies in Character. London, 1894.
 F. Paulhan, Les caractères. Paris 1894.
 Alfred Fouillée, Tempérament et Caractère, selon les individus, les sexes et les races. Paris, Alcan, 1895 (Bibliothèque de Philosophie contemporaine, Bd. 144).
 J. Philippe, Le caractère d'après les travaux récents (Pérez, Ribot, Paulhan, Fouillée). Année psychologique ed. Binet, Paris, 2 (1896). S. 785—793.
 Ch. Ribery, Essai sur la classification naturelle des caractères, Paris, 1902.
 F. Queyrat, Les caractères et l'éducation morale, étude de psychologie appliqué (Bibliothèque de philosophie contemporaine), 2 éd.
 P. Malapert, Le caractère. Paris, Dion, 1903.
 E. Adickes, Charakter und Weltanschauung. Tübingen, Mohr, 1905.
 2. Tausend 1907.
 F. Paulhan, Les mensonges du caractère. Paris, Alcan, 1905.
 L. Prat, Le caractère empirique et la personne. Paris, Alcan, 1905.
 J. Perkmann, Der Begriff des Charakters bei Platon und Aristoteles. Programm, Wien 1909.
 A. Huther, Grundzüge der allgemeinen Charakterologie (Pädagogische Monographien, herausgeg. von Meumann). Leipzig, 1910.
 E. Klages, Principien der Charakterologie. Leipzig, Barth, 1910.
 E. O. Sissons, The Essentials of Character, N-Y, Macmillan, 1910.
 W. Weigandt, Abnorme Charaktere in der dramatischen Literatur. Shakespeare, Goethe, Ibsen, Gerhard Hauptmann. Hamburg, Voss, 1910.
 J. Baumann, Wille und Charakter. 3. Aufl. Berlin, Reuther und Reichardt, 1910.
 Georg Schneidemühl, Handschrift und Charakter. Leipzig 1911.

Georg Kerschensteiner, Charakterbegriff und Charaktererziehung. Leipzig und Berlin, Teubner, 1912. 2. Aufl. 1915.

J. W. Förster, Schule und Charakter. 11. Aufl. Zürich, 1912.

E. Mezger, Die abnorme Charakteranlage, Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik, herausgeg. von H. Groß, Bd. 49 (1912) S. 23 ff.

O. Mefmer, Die neueren experimentellen Untersuchungen des Willensaktes und ihre Bedeutung für die Pädagogik, Zeitschrift für päd. Psychologie, herausgeg. von Neumann und Scheibner, Bd. 15 (1912) S. 85—105.

A. Fischer, Willenserziehung. Deutsche Schule, Jahrg. XVI (1912) Heft 1 S. 1—16 und 71—86.

A. Fischer, Akademischer Unterricht und Charakterbildung, Zeitschrift für pädagogische Psychologie, herausgeg. von Neumann und Scheibner. 1913. III. Heft.

W. Börner, Charakterbildung des Kindes. München, Beck, 1914.

Sach- und Namenregister.

„Aktive“ Charaktere 69 ff.
 Alfieri 70.
 Angeborenes, das Problem des-
 selben 31 ff.
 Anlage 34.
 Anlagen, vor der Geburt erworbene
 37 f.
 Stufenordnung der A. 37 ff.
 Primäre und sekundäre A. 39.
 Die Anlage höchster Ordnung 40.
 Die einzelnen A. 40.
 Gegenseit. Verhältnis der A. 68 ff.
 Koppelung 77 ff.
 Gegenseitige Abstoßung 78.
 Kulturelle Bedeutung 78.
 Ansteckung, geistige 120.
 Anthropometrie 42 f.
 „Apathische“ Charaktere 69 ff.
 Arbeitsschule 104.
 Aristoteles 5.
 Unmerksamkeit 55 f.
 Ausdruck des Willens als Er-
 ziehungsmittel 120 f.
 Ausdruck der Gefühle als Er-
 ziehungsmittel 114.
 Bain, Alexander, 68.
 Barth, P., 121, 129.
 Baumann, Julius, 122, 129.
 Bechterew, W. v., 107 f., 128, 129.
 Beethoven 79.
 „Begabung“ 58.
 Beharrlichkeit 12, 14 f.
 Beispiel als Erziehungsmittel 120.
 Belohnung als „ 110 f.
 Berufserfüllung 23, 102, 122.
 Berufswahl 104 ff.

Bildung 23.
 Bismarck 78.
 Blödsinn 40.
 Borgius, W., 65, 128.
 Bridgemann, Laura, 46.
 Broca 66.
 Buddhismus 14.
 Burckhardt, Jakob, 2, 125.
 Cäsar 18, 71, 78.
 Cambridge, Schule von, 32.
 Cesare Borgia 18.
 Charakter. Die verschiedenen Be-
 deutungen 3 ff.
 Moralische Charaktere 7.
 „Den Charakter machen“ 7, 8.
 formaler Ch. 10 ff.
 Materialer Ch. 17 ff.
 Entstehung des Ch. 31 ff.
 Der angeborene Ch. 37 ff.
 Der erworbene Ch. 80 ff.
 Unveränderlichkeit des Ch. 80 ff.
 Empirischer u. intelligibler Ch. 80 ff.
 „Erworbene Charaktere“ 90.
 „Der sittliche Ch.“ 95.
 Erziehung des Ch. 95 ff.
 Charakteranlage 60 ff.
 Charakterisieren 4.
 Charakteristisch 4.
 Charakterlos 9.
 Charakterologie 9.
 Charakterzeichnung 7, 9.
 Charcot, J. M., 49.
 Cortez, J., 71.
 Cudworth, Ralph, 32 ff.
 Daktyloskopie 43.
 Darwin 64, 127.

Degenerationszeichen 61.
 Denkanlagen 57 f.
 Denktypen 49.
 Dispositionen, angeborene 37, 53.
 Dogmatik 35.
 „Dreistimmige“ Menschen 47 f.
 Elsenhans, Th., 125, 127, 128, 130.
 „ „ P., Chr., 105, 128.
 Empirismus 31.
 Epidemien, psychische 116.
 Erholungsfähigkeit 45.
 Ermahnung 108.
 Ermüdbarkeit 45, 79.
 „Erworbenes“ 36.
 Familie 112 f., 122.
 Fertigkeit 85 f.
 Fichte, J. G., 95, 97 f., 128.
 Fingerabdrücke 43.
 Flourens 66.
 Förster, f. W., 112 f., 129.
 Friedrich der Große 79.
 Galenus 73.
 Gall, Franz Joseph, 65 ff.
 Gaupp, Robert, 61 f., 126, 128.
 „Geborene Verbrecher“ 61.
 „Gedankenkräfte“ 109 f.
 Gedächtnis 34, 52.
 Farbged., Formged., Tonged.,
 Ortsged. usw. 54 f.
 Treue des Gedächtnisses 55.
 Gedächtniskünstler 78.
 Gefühlsanlage 59 f.
 Gefühlsmenschen 68.
 Gellert 7.
 Gemeinschaft, ihr erziehender Wert
 115 f.
 Genie 30, 34, 78 f.
 Gewissen 114.
 Gewohnheit 87.
 Goethe 12, 29, 124.
 Graphologie 64 f.
 Groos, Karl, 84 f., 128.
 Grundeigenschaften, persönliche 44.

Hartley 49.
 Helvetius 33 ff., 126.
 Herbart, J. f., 108, 128.
 Heymans, G., 79, 127.
 Hildebrand, R., 125.
 Hippocrates 72.
 Hoch, Aug., 127.
 Humanität 23, 122.
 Ibsen, Henrik, 5.
 Ideale 23, 121 f.
 Jean, Paul, 71.
 Individualität, die geschichtliche Ent-
 faltung derselben 2.
 Jodl 128.
 Kant 73 ff., 87, 120 ff., 124, 125,
 127, 128, 129.
 Kategorischer Imperativ 67 ff., 124.
 Keller, Helen, 46 f., 126, 128.
 Kerschensteiner 126.
 Key, Ellen, 97, 107, 108, 128.
 Klages, Ludwig, 65, 128.
 Klopfmethode 44 f.
 Konsequenz 11.
 Körperliche Veranlagung 40 ff.
 Korrelationen 79.
 Kräpelin, Emil, 43 f., 45 ff., 79,
 126, 127.
 Krieg 3, 14, 15.
 Kriminalistik 42.
 Kristallisation der Gefühle 115, 120.
 Krüger, f., 79, 127.
 Kultivierung 88.
 Kunst 29.
 La Bruyère 6 f.
 Übersetzung 8, 125.
 Lavater 63 f.
 Lay, W. A., 52, 126.
 Legalität 25.
 Leibniz, G. W., 35, 126.
 Leistungsfähigkeit, geistige 43 ff.
 Leonardo da Vinci 18.
 Locke, John, 32, 35.

Lokalisation der geistigen Funktionen 67.

Lombroso, E., 61.

Mac Cunn, John, 129.

Maine de Biran 70.

Massenhallucinationen 116.

Matthias, Adolph, 41 f., 104, 126.

Maximen 18.

Mechanisierung 87.

Menscheitsinn 122.

Meumann, E., 5 f., 53 f., 126.

Michelson, Eduard, 46, 126.

Milieu 118 f.

Möbius, P. J., 66 f., 127.

Moral Insanity 62.

Moralität 25.

Moltke 78.

Montaigne 99.

Mozart 50, 71.

Müller, Johannes, 102, 128.

Nativismus 31, 36.

Naturalismus 4.

Neigung, im Verhältnis zur Pflicht 26 ff.

Nichsche 17 f.

Optimismus 59 f.

Optimist 41.

Organe 36.

Otto, Berthold, 100 f., 128.

Panik 115.

Papillarlinsen 43.

Paulsen, F., 12.

Payot, Jules, 82 f., 110, 117, 128, 131.

Persönlichkeit 27 ff., 94 ff.

Pessimismus 59 f.

Pfeiffer, Ludwig, 53, 121.

Pflicht 24 f., 121.

Phantasie 51.

Phrenologie 65 ff.

Physiognomie 8, 63.

Pizarro 71.

Platon 32.

Popularphilosophen 8.

„Prügelpädagogik“ 113 ff.

„Psychisches Tempo“ 44 f.

Queyrat, Frédéric, 50 f., 126.

Rabener, G. W., 7, 125.

Rechenkünster 78.

Reich der Zwecke 22 ff., 122.

Reizbarkeit 42.

Religion 2, 26, 36, 115, 116.

Ribot 51 f., 68 f., 90, 126, 127, 128.

Rigorismus 26, 29.

Rivers 127.

Romantische Schule 30.

Rousseau 71, 99.

Rhythmus, Gefühl für denselben 45.

Sachvorstellungen 49.

Schiller 8, 12, 27 f., 29 f., 126.

Schlafstiefe 45 f.

Schleiermacher, Friedr., 96 f., 128.

„Schöne Seele“ 28 f.

Schopenhauer 14, 80 ff., 127, 128.

Schule 122.

Schwachbegabte 103 f.

Schwalbe, Ernst, 127.

Selbstbeherrschung 16.

Selbstbetätigung, freie, 97 ff.

Selbstständigkeit 16.

„Selbstentfaltung“ 96 ff.

Selbsterziehung 123 f.

„Sensitive“ Charaktere 68 ff.

Sigwart, Christoph, 78, 127.

Silhouette 8.

Sitte 1 f.

Sittengesetz 17 ff., 121.

Sittliches Bewußtsein 120 f.

Sinnengedächtnis 50.

Verschiedenes S. 50 f.

Sinnesanlagen 45 ff.

Richtung derselben 47 ff.

Sofis 71.

Sonderschulen 103 f.

Soziale Verantwortlichkeit 123 f.

Spearman 79.

- Spencer, Herbert, 99, 111 ff., 129.
 Spiel 84 f., 122.
 Spitzner 118, 129.
 Stern, E. William, 44 f., 126.
 Stimmungen 11 f.
 Strafe 110 ff.
 Stumpfsinn 41.
 Suggestion 107 f.
 Sullivan, A. M., 48, 106.

Takt, sittlicher, 86.
Talent 10.
Tapferkeit 12 ff.
Temperamente 11, 72 ff.
 Tafel derselben 75.
 Temperament und Charakter 76.
Theophrast 5 f., 7, 125.
Tolstoi, Leo, 5, 99 f., 128.
Trine, Ralph Waldo, 129.
Tugend 87.

Übung 117.
 Gesetze derselben 84 ff.
 Erzieherische Bedeutung 119.
 Körperliche Übungen 117.
Übungsfähigkeit 45, 79.
Übungsfestigkeit 45.
Uhde, Fritz von, 4.
Unterstützung u. Gegenwirkung 96 ff.

Vaterlandsstinn 122.
Vererbung 51 f.
Vergeltungsidee 24.

Vermögen 36.
Verstandesmenschen 68.
Volkelt, Johannes, 125.
Vorstellungstypen 49 f.
 visueller, akustischer, motorischer
 Typus 49 f.
 Ihr Einfluß 51.
Worttypen und Sachtypen 52 f.
Körperliche Grundlage 53 f.

Warnung 108.
Wiersma 80, 127.
Willensgewohnheiten, Bildung der-
 selben 120.
 Erwerbung derselben 89 ff.
Willensmenschen 68.
Willensschwäche 117 ff.
Windelband, W., 7, 29, 58, 125, 126.
Wochenschriften, moralische 7.
Wort- und Sachdegger 57.
Wortvorstellungen 49.
Wunderkinder 92.
Wundt, W., 64, 66 f., 74, 126, 127.

Noghis 70.

„Zentralfaktor“ 79.
Zerspreutheit 56 ff.
Zucht durch die natürlichen Folgen
 (Spencer) 111 ff.
Züchtigung, Körperliche 113 f.
Zwang, äußerer 106 f.
„Zweck an sich selbst“ 22.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Tiere der Vorzeit. Von Rektor E. Haase.

Dies Buch bietet Schilderungen einer Reihe besonders interessanter Vorwelttiere in Wort und Bild dar. Ohne sich auf trockene Beschreibungen einzulassen, erzählt es vor allem von dem Leben jener Tierwelt. Es ist nicht nur für die erste Einführung geeignet, sondern wird auch solchen Lehrern, die sich schon mit dem Gegenstande beschäftigt haben, eine Fülle neuer Anregungen bieten.

Die Tiere des Waldes. Von Forstmeister R. Sellheim.

„Die Sehnsucht nach dem Walde ist dem Deutschen eingeboren ... Aber wie wenig wird er dabei das Tierleben gewahr, das ihn da umgibt. Da wird dieses Buch ein willkommener Führer und Anleiter sein.“

Deutsche Lehrerzeitung.

Unsere Singvögel. Von Professor Dr. A. Voigt.

„Mit nicht geringen Erwartungen gingen wir an Professor Voigts neuestes Buch. Aber als wir nur wenige Abschnitte gelesen, da konnten wir mit Freude feststellen, daß diesmal der Meister sich selbst übertroffen.“

Rationalzeitung.

Das Süßwasser-Aquarium. Von E. Heller. 2. Aufl.

„Dieses Buch ist nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Aquarienfrend, sondern es macht vor allen Dingen seinen Leser mit den interessantesten Vorgängen aus dem Leben im Wasser bekannt ...“

Bayerische Lehrerzeitung.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefst.

„Die einheimischen, für den Anfänger zunächst in Betracht kommenden Arten sind vorzüglich geschildert in bezug auf Lebensgewohnheiten und Pflegebedürfnisse — die fremdländischen Terrarientiere nehmen einen sehr breiten Raum ein.“

D. Kr. Pädagogische Reform.

Bienen und Wespen. Von E. Scholz.

„Das Interesse der Naturfreunde wendet sich meist den farbenprächtigen Schmetterlingen und Käfern zu. Darum freut es um so mehr, daß ein gründlicher Kenner einmal die Ergebnisse jahrelanger Beobachtung der Stechimmen in einem so vollständig geschriebenen Buche niederlegt.“

Landwirtschaftl. Umschau.

Die Ameisen. Von H. Viehmeyer.

„Viehmeyer ist allen Ameisenfreunden als bester Kenner bekannt. Von seinen Bildern kann man sagen, daß sie vom ersten bis zum letzten Wort der Natur geradezu abgeschrieben sind.“

Hilfing Schulblatt.

Die Schmarotzer der Menschen und Tiere. Von Dr. v. Linstow.

„Es ist eine unappetitliche Gesellschaft, die hier in Wort und Bild vor dem Leser aufmarschiert. Aber gerade jene Parasiten, ... verdienen von ihm nach Form und Wesen gekannt zu sein, weil damit der erste wirkliche Schritt zu ihrer Bekämpfung eingeleitet ist.“

K. Süddeutsche Arbeiter-Zeitung.

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer. Von E. Reufauf.

„Nur wenige haben eine Ahnung von dem ungeheuren Formenreichtum und eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Wesen jener Mikroorganismen, die unsere Gewässer bevölkern. Als ein Schlüssel hierzu wird das vorliegende Bändchen vorzüglich geeignet sein.“

Deutsche Zeitung.

Unsere Wasserinsekten. Von Dr. G. Ullmer.

Für Freunde des Wassers, für Liebhaber von Aquarien ist dies Buch geschrieben. Es bietet eine Fülle von Anregungen und wird den Leser veranlassen, selbst hinauszuziehen in die Natur, sie mit eigenen Augen zu betrachten.

Aus Seen und Bächen. Von Dr. G. Ullmer.

Zusammen mit Ullmers Wasserinsekten bildet die Schrift ein kleines Lehrbuch der Hydrobiologie. Der erste Teil bringt in reichillustrierten Einzeldarstellungen das niedere Tierleben unserer Binnengewässer zur Anschauung. Der zweite Teil handelt von dem Tierleben der einzelnen Gewässerformen, mit besonderer eingehender Berücksichtigung des Plankton.

Wie ernährt sich die Pflanze? Naturbeobachtungen draußen und im Hause. Von D. Krieger.

Entgegen dem alten Brauche, den Tätigkeitstrieb der Jugend in die Bahnen des Naturaliensammelns zu lenken, will dies Buch den Leser zu einer selbsttätigen Beschäftigung mit der Natur anleiten. Durch Wald und Feld, durch Wiese und Garten wird er geführt, um Beobachtungen zu sammeln und mittels einfacher Vorrichtungen Versuche anzustellen.

Niedere Pflanzen. Von Prof. Dr. R. Limm.

„In dieser Weise führt das kleine Büchlein den Leser in die gesamte Welt der so mannigfachen Kryptogamen ein und lehrt ihn, sie verständnisvoll zu beobachten.“

Naturwissenschaftliche Rundschau.

Häusliche Blumenpflege. Von Paul F. F. Schulz.

„Der Stoff ist mit großer Übersichtlichkeit gruppiert, und der Text ist so faßlich und klar gehalten, außerdem durch eine Fülle von Illustrationen unterstützt, daß auch der Laie sich mühelos zurechtfinden kann. ... Dem Verfasser gebührt für seine reiche, anmutige Gabe Dank.“

Pädagogische Studien.

Der deutsche Obstbau. Von F. Meyer.

„Der Obstbau ist ein Zweig der Bodenkultur, der heute mit besonderer Energie gefördert wird. Dieses Buch möchte weiteren Kreisen einen Einblick geben in die Betriebsweise des gegenwärtigen deutschen Obstbaues, es will insbesondere auch dem Besitzer des kleinen Gartens ein Ratgeber und Wegweiser sein.“

171

Naturwissenschaftliche Bibliothek

Chemisches Experimentierbuch. Von D. H a h n.

Das Buch will jedem, der Lust zum chemischen Experimentieren hat, mit einfachen Apparaten und geringen Mitteln eine Anleitung sein, für sich selbst im Hause die richtigsten Experimente auszuführen.

Die Photographie. Von W. Z i m m e r m a n n.

„Das Buch behandelt die theoretischen und praktischen Grundlagen der Photographie und bildet ein Lehrbuch bester Art. Durch die populäre Fassung eignet es sich ganz besonders für den Anfänger.“

„Apollo“, Zentralorgan f. Amateur- u. Fachphotogr.

Beleuchtung und Heizung. Von J. F. H e r d i n g.

„Ich möchte gerade diesem Buche seiner praktischen, ökonomischen Bedeutung wegen, eine weite Verbreitung wünschen. Hier liegt, vor allem im Kleinbetrieb, noch vieles sehr im argen.“

Frankf. Zeitung.

Kraftmaschinen. Von Ingenieur Charles Schüke.

„Schükes Kraftmaschinen sollten deshalb in keiner Schülerschule, weder an höheren noch an Volksschulen, fehlen. Das Büchlein gibt aber auch dem Lehrer Gelegenheit, seine technischen Kenntnisse schnell und leicht zu erweitern.“

Monatsschrift für höhere Schulen.

Signale in Krieg und Frieden. Von Dr. F r i z U l m e r.

„Ein interessantes Büchlein, welches vor uns liegt. Es behandelt das Signalwesen von den ersten Anfängen im Altertum und den Naturvölkern bis zur jetzigen Vollkommenheit im Land- und Seeverkehr.“

Deutsche Lehrerzeitung.

Seelotsen-, Leucht- und Rettungswesen. Ein Beitrag zur

Charakteristik d. Nordsee u. Niederelbe. Von Dr. F. D a n n m e y e r.

„Mit über 100 guten Bildern interessantester Art, mit Zeichnungen und zwei Karten versehen, führt das Buch uns das Schiffahrtsleben in anschaulicher, fesselnder Form vor Augen, wie es sich täglich an unseren Flußmündungen abspielt.“

Allgemeine Schiffsahrts-Zeitung.

Naturgeschichte einer Kerze. Von M. F a r a d a y. 5. Aufl.

Mit einem Lebensabriß Faradays. Herausgeg. v. Prof. Dr.

R. Meyer. 202 S. mit zahlr. Abbildg. In Leinenbd. M. 2.50.

„Im übrigen ist ‚die Naturgeschichte einer Kerze‘ geradezu zu einem klassischen Buche für die Jugend geworden, in dem der Verfasser an einem begrenzten Stoffe in lebendig wirkender, anregender Darstellung fast alle im Weltall wirkenden Gesetze behandelt und die Leser in das Studium der Natur einführt.“

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen.

Verlagstataloge, Verzeichnisse der Sammlungen

Wissenschaft und Bildung / Naturwissenschaftliche Bibliothek

versendet unentgeltlich und portofrei der Verlag

Quelle & Meyer in Leipzig, Kreuzstraße 14

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



010-073462